VERSORGERIN

stadtwerkstatt linz

2 Euro / 2 Giblinge # 0109

märz 2016



versorgerin Nr / 109 / MRZ 2016 / österreichische Post AG / P.b.b 15Z04081 M, Stadtwerkstatt, Kirchengasse 4, 4040 Linz / RETOUREN AN: KIRCHENG.4, 4040

editorial

Dass die – realiter – von der FPÖ geführte Landesregierung in Oberösterreich die Mindestsicherung für Asylsuchende halbiert, geht einem Teil des aufrechten und anständigen Fußvolks noch nicht weit genug: Mitte Februar wurden in Linz an zwei Tagen Brandanschläge auf Roma-Zelte verübt, bei denen zwar glücklicherweise niemand verletzt wurde, aber alle Habseligkeiten verbrannten. Die Oberösterreichischen Nachrichten (deren Online-Kommentarforen mittlerweile von einem digitalen Mob ekelerregendster Sorte beherrscht werden) rapportierten dazu: »Die Schadenshöhe ist unbekannt, dürfte aber niedrig sein.« Die in der aktuellen »Wertedebatte« zur Schau gestellten »Hirnschäden« (im psycho-pathologischen Sinn) sind jedenfalls gewaltig und entziehen sich rational-argumentativem Zugriff größtenteils. Um zu eruieren, was da im Einzelnen schief läuft, sind psychologische Zugänge unabdingbar – allerdings dürfen die nicht allein aufs Individuum abstellen. Wie aber ist es um das gesellschaftskritische Potential der Psychoanalyse bestellt? Sama Maani diskutiert in seinem Text psychoanalytische Grundfragen anhand eines Dialogs zwischen »Theoretikerin« und »Lösungsorientiertem«, Elisabeth Übelmann hat für uns einen Sammelband zur Psychiatriekritik rezensiert. Der »Messias aus dem Waldviertel« (Bayern 2), »Heini« Staudinger, war für Clemens Nachtmann Anlass für eine breit angelegte Auseinandersetzung – wir sind gespannt, ob der abschließende zweite Teil ähnlich kontroverse Reaktionen hervorruft, wie der erste. Svenna Triebler erinnert an jenen Wertbegriff, der in der aktuellen Debatte ausgeblendet wird, der als Sanktion die »Strafe des Untergangs« enthält und Gerhard Scheit analysiert, welche Konsequenzen die europäische Flüchtlingspolitik für den Staat Israel hat. Richard Schuberth widmet seinen Beitrag der Kritik an der sprachlichen Dummheit der Rechten und Thomas Rammerstorfer dem Wahn der »Identitären«. Felix Riedel präsentiert eine kritische Würdigung von Ahmad Mansours »Generation Allah«. Renate Göllner zeigt das Verhältnis von Erniedrigung und Lust bei Georges-Arthur Goldschmidt, Paulette Gensler verteidigt (im ersten von zwei Teilen) Michel Houellebecq gegen den überwiegenden Teil des deutschen Feuilletons und Armin Medosch arbeitet sich im vierten Teil seiner Serie zum »Mythos Kunst« durch Entwicklungen, die von den Erfahrungen der 1968er-Generation angestoßen wurden. Erwin Riess steuert einen Text zum Thema Sexualität und Behinderung bei, sowie eine Besprechung von Sebastian Vogts »Briefe zur Revolution«. Und Tanja Brandmayr führte ein Interview mit dem Schriftsteller Philip Hautmann. Thema: zwischen Kosmos und Chaos.

Mit den besten Empfehlungen
Die Redaktion

servus@servus.at

Behind the Smart World – Rückschau – Vorschau.

2015 ist wie im Flug vergangen und auch wenn es vielleicht viele gar nicht bemerkt haben, gab es doch einiges an Veränderungen. Gottfried Gaisbauer ist seit Oktober 2015 bei uns aktiv. Mit seinem Informatikhintergrund und seiner politischen Grundhaltung im Kontext von digitalen Medien passt er super in unser Team. Der Einstieg in unsere Arbeit war für ihn gleich mit einem Sprung ins kalte Wasser verbunden. Die ersten gröberen Ausfälle und im Dezember unsere Klimaanlage, die ihren Geist vor den Feiertagen aufgeben hatte, sorgten für die ersten Rund-um-die-Uhr-Einsätze und für angespannte Nervosität im Rest unseres überschaubaren Teams. Gerade in solchen Situationen wird wieder einmal klar, wie fragil die Existenz unseres Datenzentrums eigentlich ist und wie schnell eine simple Überhitzung im Serverraum zum »Tod« von Festplatten führt. Erst am 29. Dezember konnte der entsprechende Kompressor für das Außengerät der Klimaanlage eingebaut werden, der unerwartete Kosten verursachte. Die alte und inkompatible Verrohrung in der Hausmauer, die Innen und Außen verbindet, hat uns schön daran erinnert, dass hier demnächst gröberer Handlungsbedarf und Investitionen anstehen, um »alte Bausünden« endlich zu beheben.
Für den programmatischen und inhaltlichen Teil unseres Vereins haben wir für das vergangene Jahr, wie schon berichtet, Linda Kronman und Andreas Zingerle eingeladen. Es war der erste Versuch, lokale Künstler_innen, mit einem Forschungsthema einzuladen und ein entsprechendes Budget für ein prozesshaftes Programm zur Verfügung zu stellen.
Die Beschäftigung mit dem Thema »Behind the Smart World«, das im Prinzip auf eine bestehende Arbeit der Künstler_innen aufbaut, konnte 2015 im ersten Research Lab vertieft werden. Ein Ergebnis dieses Prozesses, das vorerst gar nicht geplant war, ist eine erste Publikation zum Thema, über die wir uns freuen. Die intensive Beschäftigung mit 22 mitgebrachten Festplatten von der größten E-Waste Müllhalde in Ghana war der Ausgangspunkt für die Entwicklung von Fragestellungen für Linda und Andreas. In diesem Prozess haben sich das Sichern, Löschen und Wiederbeleben von Daten und Information als Phänomene unserer Infosphäre herauskristallisiert. Dieser Versuch einer Ordnung wird von der Publikation aufgenommen und Wissenschafter_innen, Aktivist_innen und Künstler_innen wurden eingeladen ihre Positionen und Überlegungen mit uns zu teilen.



Foto: Kairus

http://research.radical-openness.org

In der geplanten Ausstellung im Kunstraum Goethestrasse xtd im Rahmen des AMRO Festivals im Mai 2016 sollen künstlerische Positionen zum Thema gezeigt werden und durch weitere Arbeiten über unseren Open Call ergänzt werden können. An dieser Stelle bietet sich an, Euch herzlich zur Beteiligung am Festival im Mai einzuladen. (siehe Open Call)

Die Idee lokale Künstler_innen einzuladen, um mit uns und innerhalb unserer Möglichkeiten über ein Jahr zu einem gemeinsamen Thema zu arbeiten, wollen wir gerne weiterverfolgen. Dieses Vorhaben hängt allerdings von einigen Faktoren ab, unter anderem von der Stadt selbst und ihren »medienkünstlerischen« Potentialen, die sie so oft propagiert, sich aber deutlich von unserer Wahrnehmung oder von unserem Verständnis unterscheiden. Es mag daran liegen, dass ein kritisch-reflexiver Umgang mit digitalen Medien im Kontext von Kunst, der für uns ein Verständnis von Alternativen (free/libre Open Source Software, Open Hardware) voraussetzt, und ein spannender Diskurs weder in der Stadt noch auf der Linzer Kunstuniversität besonders gefördert wird. So lässt sich vielleicht erklären, dass sich auch die künstlerischen Potentiale in diesem Sinne in Linz in Grenzen halten. Diesen Anspruch scheint Linz als »City of Media Arts« mit »Wir sind so UNESCO« aber ohnehin nicht zu beabsichtigen? »Linz ermöglicht als Zentrum der Medienkunst Perspektiven und Innovationen in Kultur, Wirtschaft und Gesellschaft. UNESCO City of Media Arts zu sein, bietet Chancen, Milieus zu schaffen, die Linz als kreative Stadt national und international in Kultur, Wissenschaft und Wirtschaft attraktiv machen. Durch die Einbindung ins Netzwerk der UNESCO Creative Cities verspricht sich Linz neue Impulse für die Entwicklung und die Positionierung der Stadt als kreativwirtschaftliches Zentrum.«[1]
Es geht also um Linz als »kreativwirtschaftliches Zentrum«, was unmittelbar und ganz offen das Anliegen einer Verwertbarkeit transportiert und Innovation als Motor hat. Grundsätzlich auch nicht weiter verwerflich, weil hier ja noch nicht erklärt wird, wie Linz Innovation verstehen will und welche Form von Verwertungen angestrebt werden. Es könnten ja auch soziale Innovationen gemeint sein, oder Innovationen in der Bildung angestrebt werden – hier gäbe es auch ja wirklich Handlungsbedarf. Da haben wir noch viel vor, wie es scheint. Vor allem die Klärung der in dem Zusammenhang verwendeten Begrifflichkeiten und die dahinterstehenden Absichten gilt es wohl erst zu dekonstruieren. Von einem Verständnis, dass »Medienkunst« als Motor für technologische und gesellschaftliche Innovation herhalten muss, möchte ich mich so lange distanzieren, bis ich darüber im Klaren bin, von welchen Innovationen hier die Rede ist.

Jedenfalls kann Linz aus meiner Erfahrung die Besonderheit aufweisen, dass gute Künstler_innen die Stadt wieder verlassen. War man erst mal eine Zeit hier, scheint es sich auch schnell einmal erschöpft zu haben, hier eine längerfristige Perspektive entwickeln zu können. Wie kann das sein, wenn wir doch so UNESCO sind – oder weil wir eben so UNESCO sind?

Mittwoch 02. März 2016, 19.30 Uhr @ servus Clubraum
»Behind the Smart World« – die Publikation.
Books, Drinks & Snacks!

Open Call

Einreichung unter:
http://www.radical-openness.org/open-call
Deadline: 2. April 2016

AMRO – Art Meets Radical Openness 2016, Linz
Festival dedicated to Art, Hacktivism and Open Culture
Waste(d)!
25. -29. Mai 2016 !!brOken!!!!brOken!!!!brOken!!

AMRO ist ein biennales Community-Festival in Linz, das neue Herausforderungen zwischen digitaler Kultur, Kunst, Alltag, Bildung, Politik und aktivem Handeln auslotet und diskutiert.

Die aktuelle Ausgabe »Waste(d)! widmet sich Aspekten der als zunehmend komplex wahrgenommenen Bedingungen unserer digitalen Infosphäre. Längst haben wir die Kontrolle darüber verloren, welche Informationen wir bewusst und unbewusst produzieren. Der Akt des Sicherns, Löschens oder Wiederbelebens von Daten und Information hat sich verselbständigt, ist überwacht, monetarisiert und verbraucht wertvolle natürliche Ressourcen.
Welche kulturelle, soziale, philosophische, ökologische und ökonomische Bedeutung hat das Produzieren, Sichern, Löschen und Wiederbeleben von Daten?

Der Open Call richtet sich an Künstler_innen, Hacktivist_innen, Kulturschaffende, Journalist_innen, F/LOSS Entwickler_innen und Weltverbesser_innen u.a., die einen Beitrag (Ausstellung, Workshop, Lecture, Performance) zu diesen Fragestellung leisten wollen.

Ausstellung
Das diesjährige Festival eröffnet mit einer Ausstellung am 25. Mai 2016. Sie sammelt künstlerische Positionen zur kulturellen Praxis des Sicherns, Löschens und Wiederbelebens von Daten. Neben einem klassischen Ausstellungsbeitrag können auch Workshops und Performances eingereicht werden, die sich mit der Thematik beschäftigen oder ergänzende Aspekte einbringen.

Workshops & Clinic Sessions
Welche Experimente, alternativen Werkzeuge und Infrastrukturen vermitteln uns einen Ausblick auf sinnstiftende Alternativen und gibt es sie überhaupt? Wohin führen uns unsere digitalen Spuren? Wie befreien wir uns von neuen Zwängen?

Lectures
Produzieren, sichern, löschen und wiederbeleben von Daten ist integraler Bestandteil unseres Alltags. Oft ist uns die Tragweite unseres Verhaltens nicht bewusst und wir sehen uns diesen Prozessen machtlos ausgeliefert. Haben wir wirklich jede Kontrolle über unsere digitalen Spuren verloren? Was sind die materiellen Auswirkungen der Technologien, die wir so selbstverständlich verwenden?

Performances, Nightline
Wie klingt unser quantifiziertes Selbst, akustische Datenmüllverarbeitung oder ein »fertiger« Planet? Elektronischer Müll – ein wertvolles Kulturgut? Genauso willkommen sind weniger ernsthafte Beiträge auf der Basis von freier/Open Source Software oder selbstgebastelter Open Hardware.
AMRO (Art Meets Radical Openness) ist geprägt vom Geist der Freien-Software-Bewegung. Dieses Verständnis bildet eine wesentliche Grundlage bei der Auswahl von Beiträgen, die Software und Hardware verwenden.

---

[1] http://www.cityofmediaarts.at/de/linz-media-arts/

Spartas Speerspitzen des Rückschritts

Thomas Rammerstorfer über »Die Identitären«.

Die »National Partei Österreichs«, die »Republikanischen Patrioten«, die »Alternative für Österreich«, diverse »Pegidas« und »Bürgerwehren«... aus dem derzeitigen bundesweiten Wildwuchs an Gruppierungen neben und rechts der FPÖ stechen die »Identitären« als vermutlich professionellste Kraft hervor.
Großspurig sieht man sich als »die erste freie, patriotische Kraft, die sich aktiv und erfolgreich für Heimat, Freiheit und Tradition einsetzt«[1]. Spektakuläre, provokante und via *social media* gut vermarktete Aktionen haben ihnen zumindest kurzfristig den gewünschten Medienhype beschert. Mittlerweile sind die Identitären in allen Bundesländern organisiert. Seit Jahresbeginn vergeht kaum eine Woche ohne aufsehenerregende Aktionen, Demonstrationen und Kundgebungen.

Die Idee

»Völlige Übereinstimmung, Gleichheit, Wesenseinheit« fällt dem Wörterbuch zum Begriff »Identität« ein. Die Grundannahme der Identitären ist demzufolge, es gäbe ein österreichisches bzw. europäisches Volk, das in seiner Wesensart und in weiterer Folge auch seinen Interessen übereinstimmt. Dies(e?) gilt es »GEGEN diesen Multikulti Wahnsinn gegen die Masseneinwanderung und gegen die Islamisierung«, und natürlich gegen die inneren Schweinhunde, die Kollaborateure »von den Konzernen, Politikern und linken Medien« zu verteidigen.
Und wenn man sich schon inhaltlich an den einfachen Gut/Böse-Schemata von Märchen, Sagen und Hollywood-Schinken bedient, kann man auch gleich die Optik mit übernehmen. Dabei scheinen die Identitären vor allem vom Neo-Sandalenfilm »300« inspiriert, der eine fiktionalisierte Begebenheit aus den Perserkriegen erzählt: König Leonidas und seine 300 tapferen spartanischen Recken verteidigen Griechenland gegen eine zahlenmäßig weit überlegene, aber eben weit weniger tapfere (weil kulturell auf niederer Stufe stehender) persische Armee. Dieser verfilmte »Männlichkeitsirrsinn um Blut, Boden und Kriegerehre«[2] fand offenbar in den Identitären einige SeherInnen, die ihn tatsächlich ernst nahmen. So findet sich das »Lambda«-Symbol aus dem Film auch auf den Schildern (!), Fahnen und sonstigem Propaganda-Klimbim der Bewegung. Wie ihre filmischen Vorbilder wähnen sich die Identitären als letzte Hoffnung zur Rettung des Kontinents vor den anstürmenden asiatischen Horden:
»Es geht mittlerweile um unser nacktes Überleben als Österreicher und Europäer. Wir haben keinen Rückzugsraum mehr« und »Wir sind die Bewegung, deren Generation für einen falschen Blick, weil sie jemand eine Zigarette verweigert oder eine andere Art sich zu kleiden hat, getötet wird.«
Solcherart dem Tode geweiht, gibt man sich kämpferisch. »Wir wollen unser Erbe und unser Land erhalten. Wir wollen die identitäre Idee auf die Straße tragen. Patriot ist, wer nicht nur redet, sondern auch handelt« und verbal abenteuerlustig ist, wie`s der pubertierende Spießer nun mal gern hat: »Noch mehr vereint uns aber die Sehnsucht nach einer Wende und die Suche nach einem Abenteuer. Wir haben ihr langweiles Konsumleben satt, wir wollen hinein ins echte Leben!«[3]
Und Gewalt gehört da auch dazu: »Wir wollen dem gesamten patriotischen Österreich (...) eine Stimme, ein Gesicht und eine Faust geben«.

Die Identitären als Organisation

2003 wurde ein »Bloc identitaire« von französischen Rechtsextremisten gegründet. Offen faschistische und rassistische Ideen waren bzw. sind in weiten Teilen der Bevölkerung diskreditiert, so konstruierte die »Neue Rechte« ihre Feindbilder um. Man sah sich nicht mehr als Vertreter eines klassischen Nationalismus oder Rassismus, sondern eines an »Kulturkreisen« angelehnten »Ethnopluralismus«. Sprich: Alle »Völker« sind eh lieb und nett, aber man soll sie bitte nicht mischen, weil dies unweigerlich in der Apokalypse endet.
Im deutschsprachigen Raum kam die neue Idee mit Verspätung an. Lange hatten die Alt-Nazis eine »Modernisierung« des Faschismus verhindert. Optisch und kulturell hatte man sich zwar schon ab den 1980ern bei den Jugendbewegungen bedient, ein wirklicher inhaltlicher Neuanfang abseits des Hitlerismus hatte jedoch nicht stattgefunden, bzw. blieben die entsprechenden Versuche auf kleine Zirkel beschränkt. Erst ab 2012 wurde die »Identitäre Bewegung«, inspiriert von den medialen Erfolgen ihrer französischen Pendants, in Deutschland und Österreich aktiv. Ihren ersten breit rezipierten Gag feierten die Wiener mit einer symbolischen »Gegen-Besetzung« der zu diesem Zeitpunkt von Flüchtlingen okkupierten Votivkirche. Die taktische Vorgabe schien von Beginn an klar: Mit möglichst geringem Aufwand und Risiko soll maximaler Wirbel erzeugt werden, zum einen um die »normalen« Medien zu erreichen, zum anderen um durch die Reproduktion der Aktionen via social media in Kontakt mit GesinnungsfreundInnen zu kommen. Inhaltlich konzentriert man sich vorrangig auf simple rassistische Botschaften (gegen AsylwerberInnen, gegen Muslime) bei gleichzeitiger Distanzierung von Rassismus, Faschismus etc... Auch optisch wird jede Bezugnahme zum Nationalsozialismus oder rechtsextreme(r) Jugendkulturen wie den Skinheads tunlichst vermieden. Wir sind anders, möchte man sagen, keine hirnlosen Schläger in Bomberjacke oder Braunhemd, sondern besorgte junge BürgerInnen.
Die österreichischen Identitären dürften in Relation schon deutlich aktiver und »erfolgreicher« sein als ihre deutschen GesinnungskameradInnen. Rechtsträger und Betreiber der österreichischen »Bewegungs«-Homepage ist der »Verein zur Erhaltung und Förderung der kulturellen Identität«, dessen Vorstand die Brüder Thomas und Martin Sellner bilden. Neben Wien kann man die Steiermark und Salzburg als Hochburg ausmachen. In Oberösterreich schwächelt die »Bewegung« etwas. Einen regelmäßigen Stammtisch gibt es nur in Linz, Aktivitäten vereinzelt noch in Freistadt.

Neo-SalafistInnen und Identitäre

In Michel Houellebecq's 2015 erschienenen Roman »Unterwerfung« wenden sich zwei ehemalige Mitglieder der »Identitären« dem politischen Islam zu. Sie sehen dort ihr reaktionäres Weltbild besser vertreten. Beschrieben wird hier kein neuer Wechsel: Das »Switchen« von einer autoritären Ideologie zur anderen ist kein Massenphänomen, immerhin muss man dazu auch sein gesamtes soziales Umfeld auswechseln, passiert aber schon immer wieder mal. So finden sich im salafistischen Milieu ehemalige militante »Antiimperialisten« von links genauso wie »geläuterte« Neonazis[4]. Das mag befremden, sind doch die MuslimInnen (und/oder AsylwerberInnen) das einigende Feindbild aller rechten Szenen und Milieus. Doch die inhaltlichen Überschneidungen zwischen den Extremen sind vielfältig: (antisemitische) Verschwörungsmythen, autoritär-patriarchale Strukturen, die Aufwertung des Eigenen durch Abwertung der Anderen, apokalyptisches Endzeitdenken, das Gefühl, permanent benachteiligt oder gar verfolgt zu werden, die Ablehnung der als »hedonistisch« wahrgenommenen »westlichen« Welt....; viele Gemeinsamkeiten in grundlegenden Fragen sind gegeben. Am fast auffallendsten ist die Sehnsucht nach einer heilen, sittenstrengen Idylle, die – wie könnte es bei so viel Angst vor der Zukunft auch anders sein – in der Vergangenheit liegt. Während sich die einen an den »ehrwürdigen, rechtschaffenen Vorfahren« (arabisch »as-Salaf aṣ-Ṣāliḥ«), also den Gefährten und Nachfolgern Mohammeds orientieren, sind es bei den anderen die europäischen Gemeinschaften und Abwehrkämpfer gegen die »außer-kontinentalen« Invasoren, die da stets aus dem Süden und Südosten antanzen. Man spintisiert sich in eine Traditionslinie, die von den Spartanern über Karl Martell bis zu Prinz Eugen und weiter reicht.
AnhängerInnen des politischen Salafismus wie auch der »Identitären Bewegung« nutzen ähnlich geschickt die Vorteile der globalisierten Welt, obwohl sie sich in ihr so unwohl fühlen. Allen voran die Mobilität von Nachrichten, Werbung und Personal im *global digital village*.
Insbesondere des *web 2* mit seinem Bilder- und Sprüchefetisch bedient man sich, ja man überflutet es regelrecht. Kaum ein Flugblatt, das in einen Briefkasten wandert, ohne dabei fotografiert und anschließend hochgeladen zu werden, kaum ein Sticker, Plakat oder Transparent im öffentlichen Raum, dessen Abbild nicht noch tausende Mal auf *facebook* reproduziert wird. Man versucht sich als permanent aktiv zu inszenieren und ruft auf, es einem gleichzutun. Hauptziel bleibt es jedoch, es über die Grenzen der *social media communities* noch in die Mainstreammedien zu schaffen. Das ist zwar zum einen in der österreichischen Medienlandschaft nicht allzu schwer – im Dezember 2015 wurde ein Identitärer sogar ins »Bürgerforum« des ORF geladen – nur muss man sich stets was Neues einfallen lassen, der Boulevard verliert sonst schnell das Interesse an einem. Die Tat an sich zählt wenig, die Medien sind alles. Das aufsehenerregende Verteilen einiger Pfeffersprays an PassantInnen in Wien Mitte Februar birgt wahrscheinlich mehr Gefahren als Sicherheit für diese, egal, was zählt, wir sind aktiv, und wir haben Angst geschürt, und wir bieten die Lösung: Selbstjustiz.
Solche Aktionen, sowie die jüngst aus dem heimischen Boden sprießenden »Bürgerwehr«-Projekte dienen natürlich auch dazu, das Gewaltmonopol des Staates in Frage zu stellen, die Demokratie verächtlich zu machen, als schwach und wehrlos darzustellen. Mit ähnlicher Intention gingen deutsche Salafisten als »Sharia Police« 2014 im Wuppertal auf Tour. Die ExtremistInnen als Hüter von Recht und Ordnung, einig gegen die Dekadenz der liberalen Gesellschaft. Eigentlich könnten die Fans von Sparta und den Salaf fast gemeinsam auf Streife gehen. In der Wüste soll es schön sein.

---

[1] Alle Zitate, so nicht anders gekennzeichnet, von *https://iboesterreich.at/* (Rechtschreibfehler im Original)
[2] *http://www.filmzentrale.com/rezis/300js.htm*
[3] Flugblatt »Einladung zur Veranstaltung: Die identitäre Bewegung in Österreich«
[4] Siehe z. B.: »Nazi und Boxer konvertiert zum Islam« auf *https://www.youtube.com/watch?v=d-AKW7AQAcs*

Thomas Rammerstorfer ist freier Journalist und stellvertretender Vorsitzender der Welser Initiative gegen Faschismus, siehe www.thomas-rammerstorfer.at

Stadtwerkstatt & Kapu präsentieren:

Doppellesung & Autorinnengespräch
Liane Bednarz und Thomas Rammerstorfer
zur Neuen Rechten in Österreich und Deutschland

Thomas Rammerstorfer präsentiert seine akuelle Arbeit über die Identitären in Österreich. Liane Bednarz liest aus ihrem Buch »Gefährliche Bürger - Die neue Rechte greift nach der Mitte«, das sie mit Christoph Giesa bei Hanser veröffentlicht hat. Dazu: Die Ideen rechter Scharfmacher sind bereits viel weiter in die bürgerliche Mitte eingesickert, als man glauben möchte. Sprache und Argumentationsmuster erinnern immer öfter an Zeiten, die man längst überwunden glaubte. Die Pegida-Märsche in vielen Städten, der Aufstieg der AfD und die Bestsellererfolge von Populisten wie Thilo Sarrazin und Akif Pirinçci sind die augenfälligen Beweise: Es ist wieder salonfähig geworden, offen Ressentiments gegen Minderheiten zu schüren. Neue rechte Kräfte nutzen sehr erfolgreich bürgerliche Deckmäntelchen und eine vermeintlich gemäßigte Sprache, um den wachsenden Hass gezielt auf die Schwächsten zu lenken: Ausländer und Homosexuelle, aber auch Muslime und Juden sind längst wieder ins Fadenkreuz der selbsternannten Kämpfer gegen die »political correctness« geraten.

In der Doppellesung von Liane Bednarz und Thomas Rammerstorfer wird analysiert, welche Strategien und welche Politik die neue Rechte verfolgt – und es wird aufgezeigt, was die Gesellschaft dagegen tun kann.

FR. 06. Mai 2016, 19.30 Uhr
STADTWERKSTATT Saal

https://www.facebook.com/events/1652522591665908/
http://www.hanser-literaturverlage.de/buch/gefaehrliche-buerger/978-3-446-44461-4/
http://www.thomasrammerstorfer.at/

Flüchtlingskrise und Israelsolidarität

Über die heutigen Reserven zur Herstellung des allgemeinen Chaos. Von *Gerhard Scheit.*

Was für Deutschland (und Österreich) in der Finanzkrise ein Vorteil ist, der sich in niedrigen Arbeitslosenquoten und hohen Exportraten ausdrückt, wird in der Flüchtlingskrise zum Nachteil: dass es einen allen Bürgern der Eurozone bzw. der EU gemeinsamen Staat eben nicht gibt und dennoch die Staaten halb und halb ihre Souveränität verlieren. So kann Griechenland mittels Brüsseler Institutionen und EZB behandelt werden, als hätte es überhaupt keinen eigenen Staat, wäre gewissermaßen ein insolventes Unternehmen oder eine pleitegegangene Privatperson. Aber es existieren kaum so probate Mittel dagegen, dass jene, die vor Krieg und äußerstem Elend flüchten, nun ausgerechnet dort am Reichtum partizipieren wollen, wo er sich konzentriert: in Deutschland (und Österreich). Da die EU kein Staat ist, können sie auch nicht gleichmäßig verteilt werden, und es schlägt sich jetzt unmittelbar im deutsch-österreichischen »Kerneuropa« nieder, was in der europäischen Außenpolitik – aus demselben Grund – getan bzw. nicht getan wurde: »Wäre 2012 die Flugverbotszone in Syrien durchgesetzt worden, dann wären die Flüchtlinge jetzt nicht hier«, so Thomas von der Osten-Sacken kurz und bündig in einem Interview (*Wiener Zeitung*, 12. 1. 2016). Inzwischen ist es offenkundig soweit, dass österreichische Polizisten im Nicht-EU-Staat Mazedonien eingesetzt werden, um Griechenland auch noch als eine Art EU-Flüchtlingslager zu benutzen.

Die Flüchtlingskrise weckt ebensowenig wie die Finanzkrise den begründeten Wunsch nach einem gesamteuropäischen Staat, vielmehr floriert die nationale Sehnsucht nach verlorener eigener Souveränität. Es ist aber etwas Anderes, ob Pegida und FPÖ in diesem Sinn die Schließung der Grenzen verlangen, oder ob der Zentralrat der Juden in Deutschland und der Präsident der IKG in Wien feststellen müssen, dass man um Obergrenzen in ihren Staaten nicht herumkommen werde. *Sub specie* des Antisemitismus sind Juden auf keineswegs vergleichbare Weise von der terroristischen Gefahr wie auch alltäglicher physischer Bedrohung durch nicht unbedingt djihadistisch gesinnte Muslime betroffen, beides wird sich im Laufe weiterer Einwanderung verschärfen, und die wahnhafte »Willkommenskultur« kann vor diesem Hintergrund als Kompromissbildung gedeutet werden. Bei aller unerlässlichen Empathie mit den einzelnen Flüchtenden ist jedenfalls Misstrauen gefordert, ob der Rechtsstaat die so gerne als »jüdische Mitbürger« Etikettierten auch ausreichend schützen kann.

Ein moderner Staat basiert auf dem nationalen Konsens über die Größe der industriellen Reservearmee, auf den die Klassengesellschaft im Rahmen von Gewaltenteilung und Meinungsfreiheit sich immer wieder einpendeln muss. Bleibt der Konsens aus, entscheidet der Souverän über den Ausnahmezustand. Als die Lehren aber, die aus der Vergangenheit zu ziehen seien, wurde ausgegeben, dass Asylrecht keine Obergrenzen kennen dürfe. Verdrängt wird damit die Voraussetzung dieses wie jeglichen Rechts: dass der Staat, der es allein garantieren kann, *per se* auf Ausgrenzung beruht. Zusammen mit dieser Voraussetzung findet sich – und hier liegt die gefährlichste Konsequenz der neuen deutsch-europäischen Ideologie vom Entschwinden des Souveräns – indirekt auch die Notwendigkeit bestritten, die als einzige Lehre den Juden nach der Shoah zu ziehen blieb: Es muss einen eigenen Staat geben, dessen Grundgesetz lautet, dass jeder Mensch jüdischer Herkunft jederzeit einwandern kann. So macht die Flüchtlingskrise nebenher die Gegenprobe auf den Zionismus. Sie führt vor: wer auch immer flüchtet und egal aus welchen Gründen, es bleibt aus seiner Sicht letztlich Zufall, ob er noch Zuflucht in einem anderen Land findet.

Von dieser letzten Konsequenz, dieser *ultima ratio* aus kann allein Flüchtlingspolitik beurteilt werden. Erst wenn – im Sinne des kategorischen Imperativs nach Auschwitz – der Staat der Juden und nicht der eigene als Priorität gilt, stellt sich die Frage dieser Krise und der Souveränität in Europa wirklich anders als bei Pegida und FPÖ mit ihrem Gegröl und Geblök von Abschottung und Abschiebung. Aber sie ist dadurch auch wesentlich schwieriger zu beantworten – und nicht nur, weil die Aporie zwischen Israel und Diaspora sich nicht auflösen lässt, die im Ernstfall lautet: Was zur Sicherheit Israels beiträgt, trägt nicht unbedingt zur Sicherheit der Juden in Europa bei.

Durch Abschiebung möglichst vieler Flüchtlinge sich auch des islamistischen Potentials zu entledigen, heißt in den meisten Fällen, es in eine Region zurückzuschieben, wo es die mittelbar oder unmittelbar gegen Israel gerichtete Katastrophenpolitik auf Dauer noch verstärkt. So erweisen sich die Flüchtlingslager der Region als Pflanzstätte antizionistischer Kräfte: Ungehindert können sich hier islamistische NGOs betätigen und zusammen mit Nahrungsversorgung und Waisenfürsorge ihr Bildungsprogramm umsetzen, das im Kern aus Israel- und Judenhass besteht. Doch das Problem betrifft keineswegs nur die Flüchtlingslager selbst, das demonstriert die geänderte europäische Politik gegenüber der Türkei: Je mehr man hier durch neues Entgegenkommen die Flüchtlingsströme einzudämmen sucht, desto weniger Bedeutung kommt noch dem Umstand zu, welche Politik diese Macht im Übrigen verfolgt. Die Bewältigung der Flüchtlingskrise wird so in der Außenpolitik zum Freibrief für die denkbar übelsten politischen Ambitionen – was etwa die Lage der Kurden oder eben Israel betrifft. Dass seit neuestem die IHH – eine Organisation, die in Deutschland wegen Unterstützung der Hamas verboten ist und die schon die Gaza-Flottille von 2010 organisierte – ein Flüchtlingslager an der syrisch-türkischen Grenze eröffnet hat, ist nur die Spitze des Eisbergs.

In Europa wären an sich die Bedingungen noch immer besser, einerseits durch Reeducation unter den Flüchtlingen etwas im Sinne der Aufklärung zu bewirken, andererseits mit sämtlichen zur Verfügung stehenden Machtmitteln gegen jene vorzugehen, die hier den *Djihad* organisieren wollen – mag sich dabei auch die Linke nicht entblöden, regelmäßig vom nationalistischen oder gar faschistischen Ausnahmezustand zu phantasieren, sobald nur die dringendsten Schritte unternommen werden, die nächsten Anschläge zu verhindern. Dazu die Möglichkeiten polizeilicher und strafrechtlicher Verfolgung auszuschöpfen, hätte freilich die Registrierung der Flüchtlinge beim Grenzübertritt zur Bedingung.

Während aber der Slogan der Kanzlerin »Wir schaffen das« Flüchtlingsaufnahme ohne Registrierung an den Grenzen und mit mangelnden edukativen wie restriktiven Maßnahmen bei der Betreuung decken muss (selbst gegen salafistische Hilfsorganisationen wird nicht effektiv vorgegangen), wirft der Imperativ: dass es zuallererst Israel schaffen können soll, die Frage auf, ob es eine solche Flüchtlingspolitik geben könnte, die konkret zu dessen wirklicher Entlastung beizutragen vermag. Das Naheliegende wäre, religiös motivierte Gewalttäter und Hassprediger eben keineswegs abzuschieben, sondern dafür zu sorgen, dass sie im Immigrationsland ihre Strafe vollständig verbüßen. So wie heute schon bei denen, die Staatsbürger sind, der Versuch der Ausreise nach Syrien geahndet wird, könnten auf diese Weise immerhin vor Ort – da doch, *horribile dictu*, kein europäisches Guantanamo zur Verfügung steht – Djihadisten außer Gefecht gesetzt und solche, die es womöglich werden wollen, durch Abschreckung und Erziehungsmaßnahmen vielleicht doch noch zur Umkehr bewegt werden. Das würde aber voraussetzen, dass die europäischen Länder bereit wären, gemeinsam zu handeln wie eine Macht, die – den USA in ihren besseren Zeiten vergleichbar – Hegemonie besitzt oder erringen möchte und als solche im Nahen Osten regulierend eingreift. Gerade das ist jedoch nicht der Fall.

Die Beteuerung, Israel sei Teil der deutschen Staatsräson, bleibt ein Lippenbekenntnis nicht so sehr deshalb, weil die Souveränität eines fremden Staats grundsätzlich nur phasenweise Teil der Staatsräson zu sein vermag, sondern weil die deutsche Staatsräson als solche erfahrungsgemäß darin besteht, sich selbst außer Kraft zu setzen zugunsten eines anderen Prinzips: das des potentiellen »Gegensouveräns« (Manfred Dahlmann), der das deutsche Volk heißt und dessen Nutzen zu mehren und von dem Schaden abzuwenden, die Politiker ihren Eid ablegen. Ihm geht es am wenigsten um Hegemonie im klassischen Sinn (siehe hierzu die Diskussion über den »Euro und seinen Staat« in *sans phrase* 7/2015). Das Bedrohliche zeigt sich also nicht darin, dass Deutschland, nach landläufiger antideutscher Auffassung, Hegemonie anstrebt wie die USA – dann würde es ‚Vereinigte Staaten von Europa' wohl schon geben – sondern dass Deutschland sie nicht anstrebt und eben dadurch expandiert und überall mitmischt. In Gestalt der EU hat dieses Bedrohliche seine neue äußere Form gefunden, und in ihr betreibt der deutsche Staat an der Spitze der nur ephemer widersprechenden EU-‚Mitregenten' das Appeasement gegenüber dem Iran-Regime oder die Strategie der Nichtintervention in Syrien: Er forciert kontinuierlicher als jeder andere der westlichen Welt die Katastrophenpolitik. Deren innere Massenbasis zeigt sich in diversen Umfragen zur Meinung über Israel oder, wenn man einen Blick auf die Horden der Pegida wirft. Auf dieser Basis können abermals die »Reserven zur Herstellung des allgemeinen Chaos« mobilisiert werden, die Karl Kraus schon vor dem Ersten Weltkrieg als Reserven der apokalyptischen Tendenz deutscher Ideologie ausmachte. Und so gesehen erscheint es bereits wie eine konzertierte Aktion, wenn – à la Merkel – die Grenzen für Flüchtlinge ohne Registrierung geöffnet und – à la Seehofer (und Mikl-Leitner) – Djihadisten ohne Verfahren wieder an ihre für Israel gefährlicheren Einsatzorte verbracht werden.

Nicht nur, dass demgegenüber die Rede von der Islamisierung Europas unfähig macht, die Flüchtlinge als Einzelne noch wahrzunehmen, sie hat selbst auch etwas *contre cœur* Verharmlosendes, soweit sie nahelegt, auf diesem Boden könnte ein stabiles Kalifat quasi nach alter Tradition, etwa mit Dhimmi-Status für Nichtmuslime, wiedererstehen. Die pure Entfesselung der Gewalt um ihrer selbst willen, die stattdessen droht, kommt nicht zuletzt daher, dass ein solches Herrschaftsgebilde unter modernen Bedingungen eben keineswegs mehr möglich ist. Es fungiert als bloßes Deckbild nicht nur für viele kleine kriminelle ‚Kalifate' inmitten der Rechtsstaaten – wie No-go-Areas in den Städten oder ‚mildernde Umstände' vor Gericht, wenn Untaten von der Sharia motiviert sind –, sondern vor allem für fortgesetzte terroristische Aktivitäten. Dieses »allgemeine Chaos« in Europa bietet aber seinerseits mehr und mehr Sukkurs für die Kriege der Terror-Rackets im Nahen Osten, bei denen die künftige Atommacht Iran nur noch die beste Gelegenheit zum finalen Schlag gegen das »zionistische Krebsgeschwür« abwarten muss.

Zum Thema dieses Artikels erscheint im Juni in der Zeitschrift sans phrase *(8/2016) ein umfassender Text des Autors.*

Von Gerhard Scheit erschien vor kurzem das Buch »Jargon der Demokratie« im Verlag ça ira, Freiburg. www.ca-ira.net

Theologie der Hölle

Eine kritische Würdigung der Probleme von Deradikalisierung und Reform des Islams in Ahmad Mansours »Generation Allah – Warum wir im Kampf gegen religiösen Extremismus umdenken müssen«. Von *Felix Riedel*.

Ahmad Mansour rückt mit seinem Bestseller vieles zurecht, was an Verharmlosendem über den Islamismus kursiert.
Der Psychologe beschreibt aus der sozialen Arbeit die Bedingungen, in denen sich Jugendliche radikalisieren. Was Mansours Buch zu einer wirklich angenehmen Lektüre macht: Er nutzt an keiner Stelle die eigene palästinensische Identität anders als für die Kritik der palästinensischen Gesellschaft. Er selbst hat sich als Jugendlicher im Westjordanland radikalisiert und wandte sich dann im Studium in Israel vom Djihadismus ab. Mansour veranschaulicht an drastischen Bildern Antisemitismus und Sexualfeindlichkeit in der palästinensischen Gesellschaft. Kinder werden für jede intellektuelle Regung, die sich am Rätsel Sexualität entzündet, mit Höllenstrafen aus dem Koran und mit Körperstrafen bedroht. Mädchen und Jungen unterliegen einer ängstlich-autoritären Überwachung, die sie von vorehelichem Geschlechtsverkehr abhalten soll. Der ödipale Machtkampf mit einem überstrengen Vater führt »zur Entwicklung eines strengen, eifernden und intoleranten Über-Ichs«, (105) das dann mit dem »salafistischen Gott-Phantom« ein »kompensatorisches Angebot« erhält. (108) Gerade islamistische Zirkel bieten dann einen Zugewinn an Mobilität und die Möglichkeit, den Vater durch einen mächtigeren Vater zu ersetzen. Zentral dafür ist die meist homoerotische Identifikation mit *peer-groups* und Imamen als Ersatz-Autoritäten. Sexualität wird auch von diesen unterbunden. Wie in neurotischen Expansionen werden schließlich selbst Kleinkinder in Tschadors gesteckt, weil sie in Sommerkleidchen »unzüchtig« gekleidet seien, (126) Frauen dürfen weder Bananen essen, noch am Eis lecken. (130) In einem bemerkenswerten Verweis auf die weibliche Ödipalität erklärt Mansour, warum sich Frauen dennoch den Djihadisten anschließen: Weil ihnen hier die Möglichkeit geboten wird, »eine bessere Muslima« als die Mutter zu sein. (131) Und gerade vormals nicht besonders religiöse Männer und Frauen erhalten schließlich vom Djihadismus das Angebot, mit dem Märtyrertod ihre Sünden zu annullieren – und dürfen vor dem Märtyrertod kräftig »sündigen«. (131) So enthält sein gelungenes Psychogramm in anschaulichen Beispielen, was man als die klassische Trias der Gewalt bezeichnen könnte: gescheiterte Ödipalität, maligner Narzissmus, verdrängte Homosexualität.

Aus seiner Praxis berichtet er, wie in Deutschland doppelzüngige Salafisten durch staatliche Mittel gefördert wurden, (197f) während Ausstiegsprogramme mit kurios kleinen Budgets von übergroßen Erwartungen unter Druck gesetzt wurden. (237) Wie schon zu Zeiten der kolonialen »indirect rule« wünscht man sich in der Politik heute wenige Ansprechpartner mit viel Autorität und wählt sich daher die konservativen Verbände. (202) Was Mansour als reife Antwort auf den Islamismus in Deutschland fordert, ist nicht weniger als ein kompletter Umbau des pädagogischen Systems: Intensivierter weltpolitischer Unterricht (222) und die Ersetzung des Religionsunterrichts zu einem Unterricht über alle Religionen. (225) Wie die säkularen Alternativen Ethnologie und vergleichende Religionswissenschaften allerdings den Kirchen den Religionsunterricht entreißen könnten, die im lukrativen Lehrberuf ihre Theologie-Studenten unterbringen, lässt Mansour verständlicherweise offen. Von Lehrpersonal erwartet Mansour, vorauseilende Identitätspolitik abzustellen, mit der palästinensische Schüler beispielsweise vom Ausflug zu Holocaust-Gedenkstätten ausgeschlossen werden. (217) In der Deradikalisierungsarbeit dagegen dürfe man nicht mit »Konfrontation beginnen«, (218) sondern müsse auch »krause Ideen« aushalten, zuhören und erst dann mäeutisch und vor allem biographisch arbeiten. (21) Weiters schlägt Mansour vor, die soziale Durchmischung (221) an Schulen zu fördern und »Gegennarrative im Internet« (229) zu erstellen.

Kritik

Problematisch an Mansours Buch ist, dass er die Möglichkeiten einer Reformierbarkeit des Islam schönt. Er will eine Religion, die auf »Allah den Barmherzigen, den Mitfühlenden« baut. (129) In einem Interview klagt Mansour:

»Ein Allah wird den Kindern geschildert, der zornig ist, keinen Zweifel zulässt, keine Selbstentfaltung duldet, eine schreckliche Hölle schafft. Ein patriarchaler Gott aus dem Mittelalter, der Gehorsam und Hingabe fordert. Das ist ein brutaler und furchterregender Fundamentalist, der mit Allah, dem Barmherzigen, kaum etwas gemein hat.«[1]

Das hat seinen Grund. Zwar beginnt jede Sure mit der *Basmala*: »Im Namen Allahs, des Allerbarmers, des Barmherzigen!« Fast jede der 115 Suren schildert aber dann Höllenfeuer und Bestrafungen. Allah ist eben einfach kein barmherziger Allerbarmer. Er straft im Koran permanent, er straft »gerecht« und »jede Vergehen«: im Diesseits mit Feuer, Erdbeben, Kometen, Kriegsniederlagen und 80-100 Peitschenhieben, im Jenseits mit der Hölle.

»Sonst würde doch kein Mensch an etwas glauben und sich keiner an die Regeln halten!« legitimiert einer der Jugendlichen, mit denen Mansour arbeitet, die redundanten Höllendrohungen. (21) Der Mohammed als Autor des Korans kann seine Religion nur durch eine permanente Theologie der Hölle etablieren, sonst wäre der doch sehr dürre Inhalt kaum attraktiv. Daraus erwächst die Dialektik von Bestrafung, Zerstörung, Dogma und Glaube, in die der Islam eingetreten ist. Je stärker der Zweifel an der Reichweite des Werks wird, desto mehr muss die Welt der Hölle angenähert werden, desto mehr muss der Terror des Jenseits schon in der Realität vollzogen werden: Die Ungläubigen dürfen, sollen, müssen im Feuer brennen, von dem fast jede Sure zu berichten weiß. Die Aufpeitschung der sadistischen Vorlust durch Apokalyptik ist für den Koran derart zentral, dass hier nicht von einem echten Interpretationsspielraum gesprochen werden kann. Dahingehend hat Mansour auch dem jungen Radikalisierten wenig entgegen zu setzen, der seinen Koran gelesen hat und theologisch absolut korrekt sagt: »Was im Koran steht, ist eindeutig. […] Da kann man nichts interpretieren.«



Ahmad Mansour

Mansour bedauert: »Neue, zeitgemäßere Deutungen des Koran, wissenschaftliche Erkenntnisse zur Geschichte des Islam dürfen weder gelesen noch diskutiert werden.«[2]
In den islamischen Gesellschaften stehen aber nicht die Salafisten für »tradierte Inhalte, ein veraltetes Islamverständnis« (120). Der modernisierende Salafismus kann mithilfe von Alphabetisierung und Koranübersetzungen den Hauptkonkurrenten, den tradierten, esoterischen Sufismus theologisch sehr einfach aushebeln. Ob quietistisch oder djihadistisch, der Salafismus ist nicht eine »tradierte« Verzerrung des Islam, sondern er ist theologisch auf dem neuesten Stand. Wenn die Jugendlichen der »Generation Allah« Angst haben, sich Ungläubige, die »Verlierer«, zu Freunden zu nehmen, so handeln sie strikt nach den Suren 5, 55; 60:10, 68:15. Wenn sie sie töten, handeln sie unter anderem nach 33:60 und 47:5. Die beiläufige Tötung eines Nichtgläubigen zum Schutz vor Ansteckung der gläubigen Eltern mit Zweifeln findet sich in Sure 18:80. Barmherzig sind die Gläubigen zu sich selbst, hart gegen die Ungläubigen, (48:25) und das gilt stets auch für Allah.

Wenn ein Reformislam entsteht, so wäre Mansour aller Erfolg zu wünschen. Die Wahrheit über die Grenzen der Reformierbarkeit sprechen aber Tariq Ramadan und Konsorten, die allenfalls einen quietistischen Salafismus zustande bringen. Das Problem Mansours, »den Koran neu zu interpretieren, neu zu lesen, aus heutiger Sicht« (23) bedeutet nichts weniger als einen Großteil des Koran zu verwerfen. Und das ist theologisch unmöglich. Er ist ein literalistisches Werk, dessen Inhalt auf ewig gelten soll. Im Diesseits garantiert er politische Machtausübung, Strafen gibt er mit Handabhacken und Peitschenhieben unmissverständlich vor. Lediglich in den Fragen Purdah, Tschador und Alkoholgenuss öffnet eine Re-Lektüre Verhandlungsspielräume. Dann aber droht schon das nächste theologische Schlachtfeld der Hadithen.

Der Koran, werkimmanent gelesen, wendet sich sehr aktiv gegen jeden Reformversuch, gegen den Zweifel, gegen das Denken an sich. Der mächtigste Zauberer (Moses) gewinnt, wer die »deutlichsten Zeichen« sendet (Mohammed) hat Glaubwürdigkeit verdient. Das ist Ausdruck der Wesensverwandtschaft von Positivismus und Okkultismus. Der sichtbare Zauber wird zum Faktum, wer ihn nicht sofort glaubt, ist im Koran allerdings nicht nur ein Narr, sondern ein böser Mensch. Und das ist dann auch unabänderlich. Eigentlich haben die Gläubigen gar keine Wahl, sie wurden von Allah als Gläubige erschaffen oder als Ungläubige. Mit diesem Determinismus tröstet sich Mohammed, der von Geistern besessene Poet, der ständig beteuern muss, beides nicht zu sein, über die Verachtung seiner Zeitgenossen hinweg.

Vielleicht braucht Mansour diese Flunkerei vom barmherzigen Gott, die Umdichtung des Korans zum Christentum. Vielleicht sollte man ihm dieses trojanische Pferd nicht enttarnen, das er für die Deradikalisierungsarbeit dringend braucht: Trotz aller Kritik noch »Muslim« zu sein und kein Ex-Muslim. Man darf ihn aber auch beim eigenen Wort nehmen: »Eine differenzierte Debatte mitten in der Gesellschaft tut not, eine Debatte, die klare Worte nicht scheut.«[3]

Es ist schlichtweg nicht wahr, wenn Hoffnungen auf eine Reform des Islam geweckt werden, die den Kern, den Koran, ausspart oder idealisiert. An Mouhanad Khorchide, Mansours theologischem Fluchthelfer, (248) stellt sich die Frage, ob durch die christliche Maske des Islam wirklich der Islam verändert wird, oder ob nicht vielmehr der islamistische Kern des Islam getarnt wird. Die Salafisten sind hier moderner als die postmodernen, »diskursiven« Lesarten des Islam, die ihr Narrativ auf eine sehr wackelige Grundlage von gerade einmal 20 mit Mühe als liberal oder sozialdemokratisch lesbaren Versen (nicht Suren) im Koran stellen und dabei das Gros der Schrift zensieren. Aus dieser Zensur erklärt sich die Überraschung, in der Khourchide völlig zu Recht konstatiert, dass Hamed Abdel-Samad wie ein Salafist klinge, wenn er ebenso völlig zu Recht die »faschistische Idee« des absoluten Gehorsams, die Feindschaft gegen den Zweifel im Koran dominieren sieht. Das Dilemma einer aufgeklärten Korankritik ist, dass sie den Salafismus theologisch nur bestätigen kann. Allein mit Hilfe der im Islam zur Perfektion gebrachten Winkelzugstheologie kann Khourchide im Strafenden den relativen Gott, im Barmherzigen aber den absoluten sehen. Vom seinem »Glaube Gottes an den Menschen«[4] bleibt nicht viel übrig, der koranische Determinismus sieht so etwas nicht vor.

Der paradoxe Verlauf der Geschichte gibt jedoch Mansour Recht, der dahingehend vielleicht das, was der islamischen Kultur möglich war, mit dem, was theologisch möglich ist, verwechselt. Der Islam war schließlich über Jahrhunderte reformiert worden, teilweise bis hin zur Unkenntlichkeit. Die Kalifen, denen der Koran nicht genug war, suchten in der griechischen Philosophie nach Intellektualität. Dass die meisten Muslime in den Jahrhunderten der islamischen Herrschaft über nichtarabische Gebiete den Koran nie gelesen oder verstanden haben, bot realistischeren Gesellschaftsentwürfen und sogar Aufklärung prinzipiell Reservate und Angriffsflächen. Genauso aber bietet diese Situation den gebildeten Salafisten heute die Möglichkeit, den Koran unter den hunderten Millionen afrikanischen, indischen und südostasiatischen Muslimen zu verbreiten und den »Ethnos Islam« auf die Theologie zu verpflichten. Das ist die aktuelle Dialektik der islamischen Aufklärung. Der Kampf gegen den radikalen Islam hat aus denselben Gründen primär einer FÜR die Muslime zu sein, für die 1 Milliarde Menschen, die in den Islam und oft in entmündigende Verhältnisse hineingeboren wurden. Die Religionskritik des Islam legitimiert nicht dazu, dem kollektivistischen Ressentiment und dem Hass Reservate einzurichten. Muslime müssen aufgeklärt werden, aktiv und auch in den islamischen Ländern. Den Islam als Problem der Peripherie zu behandeln, ist blanker Wahnsinn, gegen den Mansours Werk eine wertvolle Kur darstellt.

---

[1] »Jetzt mal unter uns«. *http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-129095221.html*
[2] »Jetzt mal unter uns«. *http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-129095221.html*
[3] *http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-129095221.html*
[4] *https://www.youtube.com/watch?v=eRNgV1kPQUA*

Felix Riedel ist Ethnologe. Er forscht über ghanaische Filme und Hexenjagden, arbeitet ehrenamtlich in der »Psychotronischen Lounge« des Traumakino Marburg. Auf seinem Blog »Nichtidentisches« hat er mehrere Dutzend Filmanalysen festgehalten.
www.nichtidentisches.de, www.felixriedel.net

Welsches und Kauderwelsches

Warum die Kritik an den Sprachfehlern der FPÖ eine Falle sein kann, warum Rechte aufklärungsresistent sind und mitunter auch ihre Aufklärer, und wie man die rechte Gefahr doch bannt. ***Von Richard Schuberth.***

Das Wort Welsch ist ausgestorben, bloß im Kauderwelsch, dem Ausdruck für unverständliches Geschwafel, lebt es fort. Dessen Bedeutung kennt man zwar, nicht aber seine Herkunft. Als welsch bezeichneten die Deutschsprachigen einst romanische Idiome, und als Welschen die Romanen, besonders Italiener, manchmal weitete sich der Begriff zum Synonym für Süd- und somit Femdländisches aus. Dies muss man wissen, um Karl Kraus' ewig gültigen Aphorismus über die Sprachdummheit der Verteidiger der Heimat gegen Fremde und Fremdwörter zu verstehen: »Dem Kampf gegen das Welsche scheint eine heimliche Sympathie für das Kauderwelsche zugrunde zu liegen.«

Bei den letzten Gemeinderatswahlen lud die FPÖ mit so vielen Sprachschnitzern Spott auf sich, dass man nicht umhin kam, an satirische Sabotage zu denken. Karl Kraus hätte in seiner Sprachkritik auch vor den Aufklärern nicht halt gemacht und deren Phrasengebrauch härter geahndet als Tippfehler auf FPÖ-Plakaten, welche ja bloß beweisen, dass die rechten Stammtische so fleißig bis zur Sperrstunde agitieren, dass sich das Lektorat ihrer Druckwerke nicht mehr ausgeht. Er wusste aber auch, dass dem rechten Pöbel die Liebe zum Eigenen bloß als Vorwand zum Hass auf das Fremde dient.

Der Spott der sprachlich selbst dürftigen politischen Mitte über die Sprachschwäche des rechten Mobs geht diesem seit Jahren auf den Leim. Wenn sich die FPÖ Loosdorf auf einem Wahlplakat als *FPÖ Loosdof* entlarvt und eine andere Sektion ihre Heimatgemeinde Pyhra zu *Phyra* macht, hält man es entweder für unfreiwillige Satire oder aber Streiche listiger Saboteure, doch niemand käme auf die Idee, dass die funktionalen Analphabeten aus freien Stücken die Hose runter- und es frei rinnen lassen. Denn beim ersten Mehrheitssieg ihrer Partei würde den Besserwissern ohnehin das Lachen vergehen.

Der steirische FPÖ-Abgeordnete Zanger zum Beispiel wusste seine Forderung, Migranten müssten die *Sprache lernern*, in einen Marketingvorteil zu wenden: »Was meint ihr? Hätten wir ohne den Druckfehlerteufel auch eine halbe Seite Gratiswerbung in der ‚Kleinen Zeitung' bekommen?«, fragte er augenzwinkernd auf Facebook. So unabsichtlich die Fehler am Anfang gewesen sein mögen, keine individuelle Schwäche, die sich nicht zur kollektiven Stärke bündeln ließe, kein Einzelgestank, der in der Meute nicht Parfum sein darf. Die Orthographiefehler avancierten in einer eigentümlichen Verquickung von spaßkultureller Gleichgültigkeit, gekränktem Stolz und Kalkül zu Wiedererkennungskokarden einer Bewegung. Das erinnert an den ehemaligen Wiener FPÖ-Chef Hilmar Kabas, der, um einer Ehrenbeleidigungsklage zu entgehen, darauf insistierte, Präsident Klestil nicht Lump, sondern *Hump* oder *Dump* genannt zu haben. Diese charaktertypische Mischung aus Feig- und Dummheit ging prompt in die Offensive, als die FPÖ Wien Wochen später bei Wahlveranstaltungen bunte aufgeblasene *Humpis* und *Dumpis* verteilen ließ.

Kritik greift bei den Rechten ins Leere, und die satirische Fingierung von rechter Sprachdummheit ist gleichfalls nicht klüger als diese, weil sie das Kritisierte nur infantil verdoppelt und dadurch den wahren Charakter des rechten Ressentiments verkennt. Der einzelne Rechte weiß sehr gut, dass er ein Hosenscheißer ist, eben deshalb braucht er das Kollektiv, das ihm seine Würde wiedergibt. Kein rechter Hooligan, der den Ausländer mit gepflegtem Deutsch nicht mehr hassen würde als den mit gebrochenem – prügeln will er beide. Und kaum ein Fehler in rechten Broschüren, ob echt oder fingiert, der nicht Klartext spräche: Egal ist's uns, ob wir die Sprache, welche die verdammten Ausländer gefälligst zu lernen haben, können oder nicht. Auch wenn wir sie nicht können, beherrschen können wir sie allemal. Es ist unsere Sprache, und mit ihr werden wir tun und lassen, was wir wollen. Auch foltern und vergewaltigen, denn sie ist unser Privatbesitz, und nichts anderes tun wir tagtäglich. Wir lieben sie nicht, aber wir hassen die der anderen, schließlich lieben wir uns selbst nicht, dafür wissen wir, wen wir hassen. Die Ausländer können vielleicht unsere Sprache imitieren, aber unsere Sprachfehler erlernen sie nie. Sie haben ihre eigenen Deutschfehler, an denen wir sie erkennen. Die fremden Stammler können bestenfalls sprachgewandte Klugscheißer werden, die wir auch nicht mögen, aber niemals werden sie einheimische Stammler wie wir, welche einzig und allein das Anrecht auf eine stacheldrahtbewehrte Volksgemeinschaft haben.

Gegen das Gesindel, das man selbst ist

Früher einmal hatte man mit dem Rassekonzept ein praktisches Mittel zur Hand, *fremdstämmige Träger* der eigenen Kultur als unecht auszuschließen. Das Konzept ist etwas aus der Mode gekommen, doch das ihm zugrundeliegende ideologische Bedürfnis weiß sich allemal zu helfen. Ein rationaler Kern wohnt der rechten Irrationalität bestenfalls in Form von Konkurrenzangst inne. In der Diffamierung syrischer Flüchtlinge als potenziell kriminelles und islamistisches Gesindel übertönt sich selbst die Angst davor, von einer neuen Schicht qualifizierter, anpassungswilliger und kultivierter Arbeitskräfte zu dem Gesindel gemacht zu werden, das man längst ist. Im ausländerfeindlichen Obdachlosen drückt sich diese Verquickung von sozialer Deprivation und ihrer nationalistischen Fehldeutung am klarsten aus: Die eigene Familie habe einen verstoßen und lasse lieber die Kanaken an ihrem Tischchen speisen. Man weiß, dass die neuen Einwanderer, härtere Lebensbedingungen haben sie flexibler gemacht, alsbald ein besseres Deutsch sprechen als man selbst und vielleicht bessere Jobs, sogar bessere Umgangsformen haben werden. Die Verachtung von Weltläufigkeit und Bildung, wichtige Zutaten auch des modernen Antisemitismus, schafft sich den idealen Ausländer im zurückgebliebenen, kulturell differenten Parallelweltbürger, dem man sich ähnlicher und doch überlegen wähnt. Am Verhältnis etwa zu einer gut integrierten iranischen Akademikerschicht ließe sich diese Ambivalenz des Ressentiments schön erkennen. Einerseits muss man diese als die guten Ausländer dulden, andererseits heizt sie eine noch größere Antipathie an, weil sie den rechten Wunschtraum von der Nichtintegrierbarkeit der Fremden unterläuft, deren Integration nicht ernsthaft gewollt, als Disziplinierung und Demütigung aber gefordert wird. Die Attraktivität des alerten Oberarztes iranischer Herkunft lässt den rechten Dünkel zudem mit Sexualneid fermentieren. Deutschlands Ehrentürke und Lieblingsschwiegersohn Errol Sander kann sich noch so sehr abmühen, seine Turkishness vorabendserienkompatibel einzudeutschen, nur die Schwiegermütter wollen ihn, denn wie schon beim Juden damals wie heute muss er ein gut gelackter Fremdkörper bleiben.

Den Mann von der Straße abholen

Hierin gleicht Herr Sander allen Versuchen der politischen Mitte wie der Linken, potenziellen Rechtswählern sprachlich entgegenzukommen, ein geistiger Populismus, der durch Volksnähe punkten will. Eingängigkeit, die sich als antielitär versteht und doch nur vorm Marktgesetz besserer Verkäuflichkeit zu Kreuze kriecht. Linke Volkstribunen, die Kapitalismuskritik im Roland-Düringer-Sprech verkünden und bloß erreichen, dass bald alle Intellektuellen so reden und schreiben, aber kein Rechter zuhört. Mit der Kritik der *Obergescheitheit*, die dem insgeheim verachteten Pöbel die Angst nehmen will, wird zugleich die *Gescheitheit* exorziert. Denn der Unterschied zwischen elitärem Jargon und einer möglicherweise sperrigen, aber geistvollen Sprache verschwimmt im Bewusstsein der volksnahen Didaktiker, die den fiktiven Mann der Straße als Ausrede für den eigenen Antiintellektualismus vorschieben. Der Antiintellektualismus aber ist die gefährlichste, weil am meisten vernachlässigte Form des Rassismus. Er durchzieht als einigendes Band die gesamte Gesellschaft und zeigt sich bloß in unterschiedlichen Fratzen. Ihn an den unteren Schichten zu verspotten verrät Bildungsdünkel der Halbgebildeten und täuscht sich über die eigene Mittäterschaft hinweg. Denn Geistfeindlichkeit ist keineswegs nur ein Problem der Rechten, für die sie ohnedies das geringste Problem ist.

In der Abneigung gegenüber sprachlicher Brillanz etwa, dem Gleichklang von Witz, Analyse und Eleganz, von Sätzen, die zum Denken zwingen und das Bewusstsein geschmeidig halten, verbiedert sich markttaugliche Intelligenz mit rechtem Ressentiment. Ersterer, von klein auf gefüttert mit Meinungsprosa und Faktencheck, erscheint sie als eitler Tand, letzterer als Hirnwichserei. Die prekarisierten Intellektuellen, auf die der fiktive Mann der Straße ohnehin runterschauen würde, verbannen diesem zuliebe das Hirn aus dem Kompositum. Der Mann von der Straße aber wechselt die Straßenseite, wenn die volksnahen Intellektuellen ihn in seinem eigenen Argot ansprechen. Denn er durchschaut die Anbiederung. Noch so räudige Wienerlieder können die Bildungsbürger singen, es hallt nur in der hochsubventionierten Kulturblase wider – den echten Wiener schert es nicht, und das Wienerlied ist ihm so egal wie dem Balkanwiener die echte Volksmusik vom Balkan. Wenn die kleinbürgerlichen Intellektuellen auf Prolet machen, weichen die kleinbürgerlichen Proleten eben in den Dadaismus aus und prahlen mit ihren Grammatik- und Tippfehlern. So rutscht alles nach unten und rechts und niemand hat was davon, außer die Zyniker ihren Spaß.

Unbelehrbare Belehrer

Der Rechte weiß nur zu gut, dass er die Muttersprache nicht besser kann als die meisten Migranten, er weiß aber auch, dass Dunkelhäutige nicht stinken, die Juden nicht die Weltverschwörung planen und die syrischen Flüchtlinge des letzten Jahres keine eingeschleusten Gotteskrieger sind. Völlig sinnlos ist folglich jeder Versuch, ihm mit Argument und Faktencheck beizukommen, denn das Ziel jeder rechten Ordnung ist ja, den zivilen Common Sense von Argument und Faktizität zugunsten einer Hegemonie des Ressentiments abzuschaffen, um von lästiger Ratio befreit eine kollektive Abfuhr destruktiver Gefühle erleben zu dürfen. Aufklärung hat somit nur als Selbstvergewisserung Sinn, als Vertiefung des bereits Gewussten, als Ohrfeige, um sich aus dem Schlaf der Vernunft zu wecken, als Ermutigung gegen die Schockstarre im Angesicht des Tsunamis der Unvernunft, der am Horizont gegen uns rollt. Sie ist der permanente und notwendige Versuch, sich durch die eigene Ohnmacht nicht verrückt machen zu lassen. Als Sprachkritik aber hat sie die reinigende Funktion, die eigene geistige Konformität, die sich immer auch in Syntax und Wortwahl zeigt und nur zu gerne rechten Prolos in die Schuhe geschoben wird, einzugestehen und zu bekämpfen. Gering stehen die Chancen, nur irgendeinen Rechten von seinem Wahn zu heilen, besser schon die, dass der gesellschaftliche Rest sich davon heilt, was ihn unerkannt mit diesem verbindet.

Egal ob man an das Gute, Schöne, Wahre im Menschen, kurzum: den Engel in ihm appelliert, oder aber resignierend seine ewige Wolfsnatur konstatiert, es wird die rechte Gefahr nicht eindämmen. Eindämmen kann sie nur, das Öl am Auslaufen zu hindern, das sich in Form eines neuen Faschismus entzünden wird und in weiten Teilen Europas längst brennt. Dazu aber muss man sich eingestehen, dass jeder, nicht nur die Pegidaanhängerin und der muslimische Hassprediger, das Wölfische in sich trägt; und nur gesellschaftliche Bedingungen, die dem Menschen seinen Selbstwert restituieren, indem sie ihn davon entlasten, Konsum- und Wertschöpfungsvariable zu sein, in der Lage sind, das Wölfische zu sedieren, das Engelhafte zu wecken und zu fördern. Alle soziologischen Studien sprechen eine klare Sprache: Je größer die Kluft zwischen Einkommen und Chancen, desto größer die soziale Desintegration. Die Lösung liegt auf der Hand: größtmögliche Egalität.

Was die Sprache betrifft, bedeutete Egalität nicht die pseudodemokratische Senkung ihres Niveaus, sondern Zugangschancen aller zu ihrem höchstmöglichen Niveau. Dieses besteht jedoch nicht etwa in hochgestochenem Duktus oder akademischem Insiderjargon, sondern in größtmöglicher Vielfalt und Vertiefung ihrer Möglichkeiten. Deren Konformierung geht einher mit der Konformierung des Bewusstseins. Soziale Egalität und geistiger Individualismus bedingen einander und zeigen sich, die eine auf materieller, der andere auf ideeller Ebene, als einzige Gegengifte zum ideologischen Wahn, zu ihrem Leidwesen aber auch zu jener Ordnung, die in ihrem Selbsterhaltungszwang permanent Öl ins Feuer des nationalen, des religiösen, des faschistischen Wahns gießt.

An der Sprache lässt sich das alles ablesen. Die Intellektuellen, die den Zusammenhang zwischen der vorherrschenden ökonomischen und politischen Irrationalität und dem Erstarken der Rechten in Europa nicht verstehen, bleibt nichts, als sich arrogant über die sprachliche Dummheit der Rechten zu stellen oder ihr missionarisch entgegenzukommen. Dass sie selbst nicht Antithese, sondern Teil eines Kontinuums der Verblendung und Ohnmacht sind, davon legen sie tagtäglich in ihren Kolumnen, Postings, Blogs und Pamphlets Zeugnis ab.

Minima Moralia

Svenna Triebler über »unsere Werte«.

Frühjahr 2016:

»Die EU hat die türkische Regierung aufgefordert, die Menschen [an der syrisch-türkischen Grenze] passieren zu lassen. EU-Außenbeauftragte Federica Mogherini erinnerte das Land am Samstag an seine ‚moralische und rechtliche Pflicht', Schutzsuchenden zu helfen. Zugleich drängt die EU die Türkei, ihre Seegrenze mit Griechenland abzuriegeln, um die Flüchtlinge von der Weiterreise nach Europa abzuhalten.« (»Süddeutsche Zeitung«)

»Bundesratspräsident Stanislaw Tillich (CDU) hat von der deutschen Politik mehr Verständnis für Polen und andere mittel- und osteuropäische Staaten gefordert. […] ‚Wir glauben mitunter, das Verständnis von Demokratie, wie es sich in Deutschland oder Frankreich entwickelt hat, sei das einzig wahre. Aber wir sollten anerkennen, dass im Baltikum, in Polen, in Tschechien oder der Slowakei eigene Wege zum gesellschaftlichen Miteinander gegangen werden.' […] Als Bundesratspräsident wolle er einen Beitrag für ein besseres gegenseitiges Verständnis leisten. So plant er Reisen nach Polen, Ungarn und auch nach Russland.« (»Der Westen«)

»Nach dem Faschingsumzug im oberbayerischen Steinkirchen bei Pfaffenhofen ermitteln die Behörden wegen des Verdachts der Volksverhetzung. Bei dem Umzug am Sonntagnachmittag war ein als Panzer dekorierter Wagen mit den Aufschriften ‚Ilmtaler Asylabwehr' und ‚Asylpaket III' sowie einem schwarzen Kreuz zu sehen. […] Der MDR berichtete von einem Umzugswagen beim Karneval in Wasungen in Thüringen, der einen »Balkanexpress« darstellen sollte. An der Spitze des Zuges stand auf einer Dampflok ‚Die Ploach kömmt', sprich, ‚die Plage kommt'.« (»Tagesspiegel«)

Und währenddessen vergeht kaum ein Tag, an dem nicht irgendjemand von »unseren Werten« schwadroniert, denen sich gefälligst anzupassen habe, wer hierher kommt. Welche Werte das sein sollen, verbleibt dabei allerdings zumeist im Nebulösen. Die europäischen Werte, wie sie die EU am Beispiel des Umgangs mit der türkischen Regierung (die, das nur so nebenbei, ihr eigenes Land gerade in einen von den »europäischen Partnern« nach Kräften ignorierten Bürgerkrieg steuert und auch in ihrer Syrien-Politik nicht gerade als Friedensstifter agiert) kaum zynischer vorleben könnte? Das Demokratieverständnis eines im Hauptberuf übrigens als sächsischer Ministerpräsident tätigen Stanislaw Tillich? Die Promillewerte deutscher Karnevalisten?
Einige sachdienliche Hinweise geben die Vorkämpfer der ominösen Wertedebatte dann aber doch, an denen deutlich wird, dass »Werte« nicht neutral mit »menschlicher Anstand« oder wenigstens »sich nicht wie die Axt im Walde aufführen« zu übersetzen ist. Es ist ja kein Zufall, dass sich zwar Leute demonstrativ mit dem Adjektiv »wertkonservativ« behängen, aber niemand außerhalb dieses politischen Lagers es für nötig hielte, sich im Gegenzug als »wertprogressiv« zu bezeichnen. Und gehen die Werteverfechter doch mal näher ins Detail, kommen sie zumeist mit Schlagworten wie Heimat, Tradition und Nation (in den unverfroreneren Teilen dieses Spektrums auch schon mal durch ein knackiges »Volk« ersetzt) um die Ecke. Den eingeforderten Werten ein »abendländisch« voranzustellen, ist seit Pegida etwas aus der Mode gekommen (das dürfte sich aber mit dem Zusammenrücken von Mob und Elite unter dem Dach der AfD wieder ändern), dafür erfreuen sich die »christlichen Werte« ungebrochener Beliebtheit. Womit in 99,9 Prozent aller Fälle nicht die Inhalte der Bergpredigt gemeint sind, sondern eine verkorkste Sexualmoral, ein Familien- und insbesondere Frauenbild, die für Islamisten ein geringeres Integrationshindernis darstellen dürften als für, sagen wir mal, urdeutsche Neuköllner Hipster.
All diese Wertvorstellungen sind nicht nur einem stressarmen Zusammenleben unterschiedlichster Menschen wenig zuträglich, sie sind, zum Verdruss ihrer Fans, auch für niemanden verpflichtend. Das Grundgesetz, das in Deutschland ja zumindest offiziell noch immer die Grundlage des gesellschaftlichen Miteinanders bildet, hat mit Nation- und Heimatgedöns nichts am Hut[1]. Letztlich ist die sogenannte Wertedebatte also vor allem eines: eine Strategie, den gesellschaftlichen Diskurs weiter nach rechts zu verschieben.
Was nichts anderes bedeutet als den realen moralischen Verfall voranzutreiben, der längst so weit gediehen ist, dass er keiner öffentlichen Diskussion mehr wert ist. Die Sozialen Medien und Kommentarspalten ähneln ohnehin schon seit geraumer Zeit einem geistigen Tollwutbezirk, täglich werden irgendwo im Land Geflüchtete und ihre Unterkünfte angegriffen, und anstatt den grassierenden Rassismus und den allgemeinen Rechtsruck zu thematisieren, sieht der öffentlich-rechtliche Rundfunk seinen politischen Bildungsauftrag darin, in Dauerschleife TV-Talkshows zur »Flüchtlingskrise« zu veranstalten, in denen sich Vertreter einer Partei ausbreiten dürfen, deren Führungspersonal schon mal fordert, auf Asylsuchende zu schießen. (Mitglieder der beiden im Bundestag vertretenen Oppositionsparteien sieht man in diesen Sendungen bezeichnenderweise seltener.)

Wenn der Philosoph Alfred Schmidt »unsere Werte« hörte, sah er Würste von der Decke hängen.

Nicht Wenige fühlen sich durch das politische Klima mittlerweile an die Weimarer Republik erinnert, aber dieser Vergleich verbietet sich schon aus einem einfachen Grund: Damals gab es eine Linke als gesellschaftliche Kraft, mit der man rechnen musste. Heute fragt man sich: »Welche Linke?« Die Frontfrau der gleichnamigen deutschen Partei, Sahra Wagenknecht, versucht derzeit, ostdeutsche Traditionswähler mit Forderungen nach einer restriktiveren Asylpolitik von der AfD zurückzugewinnen (will man wirklich Schlüsse aus dem Weimar-Vergleich ziehen, dann wohl doch den, dass das Fischen im Völkischen nur katastrophal nach hinten losgehen kann), und auch sonst muss man die aufklärerischen Inhalte dieser Partei zwischen Querfrontambitionen und Israelhass mit der Lupe suchen. Die akademische Linke debattiert darüber, wie man Nazis diskriminierungsfrei beleidigt, und die kläglichen Reste der autonomen Szene werden zwischen praktischer Flüchtlingssolidarität, Demonstrationen gegen rechte Aufmärsche und einer Welle von Räumungen und Polizeischikanen gegen selbstverwaltete Projekte[2] aufgerieben.

Kein Wunder also, dass derzeit zwar viel über »Werte« gekräht wird, ein ganz anderer Wertbegriff aber offenbar komplett in Vergessenheit geraten ist der helfen könnte, die herrschende Misere zu erklären. Wenn es aber einen Wert gibt, der tatsächlich als gemeinsames Fundament der Gesellschaft gelten darf, dann ist das immer noch der Mehrwert.
Ein gesellschaftliches Mehrprodukt, also Güter, die über den Bedarf der Produzenten hinaus produziert werden, wurde auch in früheren Zeiten erwirtschaftet; die Besonderheit des Kapitalismus ist allerdings, dass dieses nicht in den Unterhalt von Fürstenhäusern fließt oder, was ja auch mal eine Idee wäre, gerecht unter allen verteilt würde, sondern »bei Strafe des Untergangs« (Marx) zum Selbstzweck geworden ist: dem Mehrwert, der einzig dazu dient, noch mehr Mehrwert zu generieren. Dieses kapitalistische Hamsterrad ist der Grund, warum »nur« sieben Prozent Wirtschaftswachstum in China eine schlechte Nachricht sind. Der Mehrwert wiederum, im Wirtschaftsdeutsch besser bekannt als Profit, entsteht laut Marx durch die Ausbeutung menschlicher Arbeitskraft, die dadurch zu einer begehrten Ware wird - und für die meisten Menschen auch das einzige ist, was sie zu verkaufen haben.[3]
In einer Gesellschaft, die den Wert von Menschen an ihrer Verwertbarkeit misst, ist die Unmenschlichkeit immer schon angelegt, und in der Krise erodiert die dünne Schicht an Zivilisation darüber schneller, als man »tendenzieller Fall der Profitrate« sagen kann. Es wäre zwar sträflich eindimensional, um nicht zu sagen: vulgärmarxistisch, alles, was auf diesem Planeten gerade so schrecklich schiefläuft, mit dem Kapitalismus im Allgemeinen und der seit 2008 nicht mehr so richtig in Tritt gekommenen Weltwirtschaft im Speziellen zu erklären, aber dieser Faktor ist auch nicht zu unterschätzen. Islamisten hätten ein Rekrutierungsproblem, gäbe es in der arabischen Welt und den europäischen Vorstädten nicht allzuviele von den Verheißungen des Kapitalismus Abgehängte; der protofaschistische deutsche Normalbürger säße brav zuhause und beschimpfte den Fernseher, würden seine Vorurteile nicht durch reale Abstiegsängste befeuert; ohne Spardiktate flöge uns die Europäische Union nicht um die Ohren.
Warum die Leute in Krisenzeiten zum Überschnappen neigen statt dazu, gemeinsam nach Lösungen – einer menschenfreundlichen Wirtschaftsform zum Beispiel - zu suchen, erklärt der Traditionsmarxismus leider nicht (die Verelendungstheorie erhoffte sich reichlich zynisch ja sogar das Gegenteil). Gerade also in einer Zeit, in der eine Debatte über Mehr- und andere Werte unter dem Motto »Sozialismus oder Barbarei« dringend angebracht wäre , mangelt es an potentiellen Teilnehmern. Gerade deshalb darauf zu beharren, ist aber der vielleicht einzige Weg, ganz nach Adorno, »weder von der Macht der anderen, noch von der eigenen Ohnmacht sich dumm machen zu lassen«, beziehungsweise, inmitten einer an sich selbst irre werdenden Menschheit nicht selber den Verstand zu verlieren.

---

[1] Fun fact: Durchsucht man den Text des Grundgesetzes nach dem Begriff »Nation«, liefert die Suche, außer als Wortbestandteil von »international«, ausschließlich das Ergebnis »Nationalsozialismus«.

[2] (und Diskussionen, wie man Nazis diskriminierungsfrei beleidigt)

[3] Die Erkenntnis, dass nicht irgendwelche besonders profitgierigen Unternehmen, »die Reichen« oder »der Zins«, sondern die gesamtgesellschaftliche Zwangsneurose der Wertverwertung das Elend des Kapitalismus ausmachen, ist auch in der Restlinken nicht allzu weit verbreitet. Dass sie es so nicht weit hat zur zur antisemitisch-verschwörungstheoretischen Querfront, überrascht nicht.

Svenna Triebler lebt in Hamburg und schreibt für die Zeitschriften Konkret und Jungle World.

Warum uns Psychotherapie nicht weiterhilft

Plädoyer für Psychoanalyse. Von *Sama Maani*.

Beginnen wir mit einer fiktiven Geschichte. Eine junge Architektin, verheiratet, erfolgreich, Mutter einer Tochter, begibt sich in psychiatrische Behandlung. Sie leidet an Panikattacken. Ihr Psychiater beginnt eine medikamentöse Therapie, die nach eineinhalb Jahren unterbrochen wird, da die Patientin aus beruflichen Gründen ins Ausland geht. Zwei Jahre später kehrt die Patientin in ihren Heimatort zurück und meldet sich wieder bei ihrem – ehemaligen – Psychiater. An Panikattacken leide sie nicht mehr. Nun aber habe sie den Wunsch sich in Psychoanalyse zu begeben – ihr »alter« Psychiater arbeitet auch als Psychoanalytiker. Sie durchlebe gerade eine »Partnerkrise«, gleichzeitig mit einer »beruflichen Identitätskrise«. Unser Psychiater weist auf den Konflikt zwischen seiner früheren Rolle als Arzt und seiner Rolle als Analytiker hin – willigt aber ein, die Patientin in Analyse zu nehmen. Bald fällt auf, daß die Analysandin immer zu spät zu den Sitzungen kommt. Diese beginnen zwanzig, dreißig, sogar vierzig Minuten zu spät. Das scheint umso erstaunlicher, als die Patientin während der psychiatrischen Behandlung stets pünktlich gewesen war.

Die Versuche des Analytikers, das Problem, das eine Fortsetzung der Analyse ernsthaft gefährdet, auch nur zu benennen, scheitern am Widerstand der Patientin. Sie kenne ihr »Zeitproblem«, das ihre Freundinnen regelmäßig zur Weißglut bringe, habe es in einer früheren Therapie – einer Gesprächstherapie – »analysiert« und wolle sich nicht mehr damit konfrontieren. Für sie sei ihr Unpünktlichsein ein Stück Freiheit, das sie sich nicht nehmen lasse, sie sei bereit, den Preis dafür zu bezahlen – und basta.

Unser Analytiker sei Teilnehmer einer Intervisionsgruppe, wo er die Möglichkeit hat, mit Kolleginnen und Kollegen Fälle zu besprechen. In dieser Gruppe wird ihm klar, wie sehr das »Zeitproblem« der Analysandin auch *für ihn* ein Problem ist: Nicht zuletzt, indem es *seine* Arbeit stört – und dies in einem spezifischen Sinn. Anders als in der herkömmlichen Rollenverteilung zwischen einem Produzenten (sagen wir einem Tischler) und seinem Kunden ist der Analysand nicht bloß Kunde und Konsument eines vom Psychoanalytiker (als Produzenten) produzierten Ware. Das »Produkt« der psychoanalytischen Behandlung sollte ja eine wie immer geartete *Veränderung »im« Analysanden/Patienten* sein. So gesehen, ist der Analysand nicht bloß Kunde, sondern zugleich Arbeits*gegenstand* (das würde dem Holz des Tischlers entsprechen). Und weil in der Psychoanalyse das Reden das Arbeits*mittel* darstellt, und es in der Regel der Analysand ist, der den Großteil der Rede-Arbeit leistet, ist der Analysand auch das Arbeits*mittel* (vergleichbar der Kreissäge des Tischlers). Vor allem aber ist der Analysand ein – sich selbst bearbeitender – *Arbeiter* bzw. *Produzent* – also Tischler und Kunde zugleich.

Und was macht der Analytiker?

Die Psychoanalyse, so ein dem Psychoanalytiker Jaques Allain Miller zugeschriebenes Bonmot, sei besser als der Kapitalismus. Denn während der Kapitalist dem Arbeiter immerhin einen Lohn zahle, lasse der Psychoanalytiker die Analysanden arbeiten, und *bekomme* dafür auch noch bezahlt … Aber ich greife vor: Die Diskussion unserer Intervisionsgruppe über das Zeitproblem der Analysandin dreht sich bald um einen psychoanalytischen Grundbegriff: Die Gruppe hat seit kurzem ein neues Mitglied: Eine Soziologin – oder Politologin? Oder Philosophin? So genau weiß das die Gruppe nicht. Und keiner traut sich zu fragen.

Die Neue scheint unnahbar.

Die Neue *arbeitet* nicht als Psychoanalytikerin. Dafür scheint sie, wie die Gruppe bald und mit gemischten Gefühlen feststellen muß, alles über die *Theorie* der Psychoanalyse zu wissen. Wir nennen sie die Theoretikerin. Die Diskussion dreht sich also um den Begriff *Übertragung*. Darüber, *daß* es sich beim Zeitproblem der Analysandin um Übertragung handelt, scheinen sich alle einig zu sein.

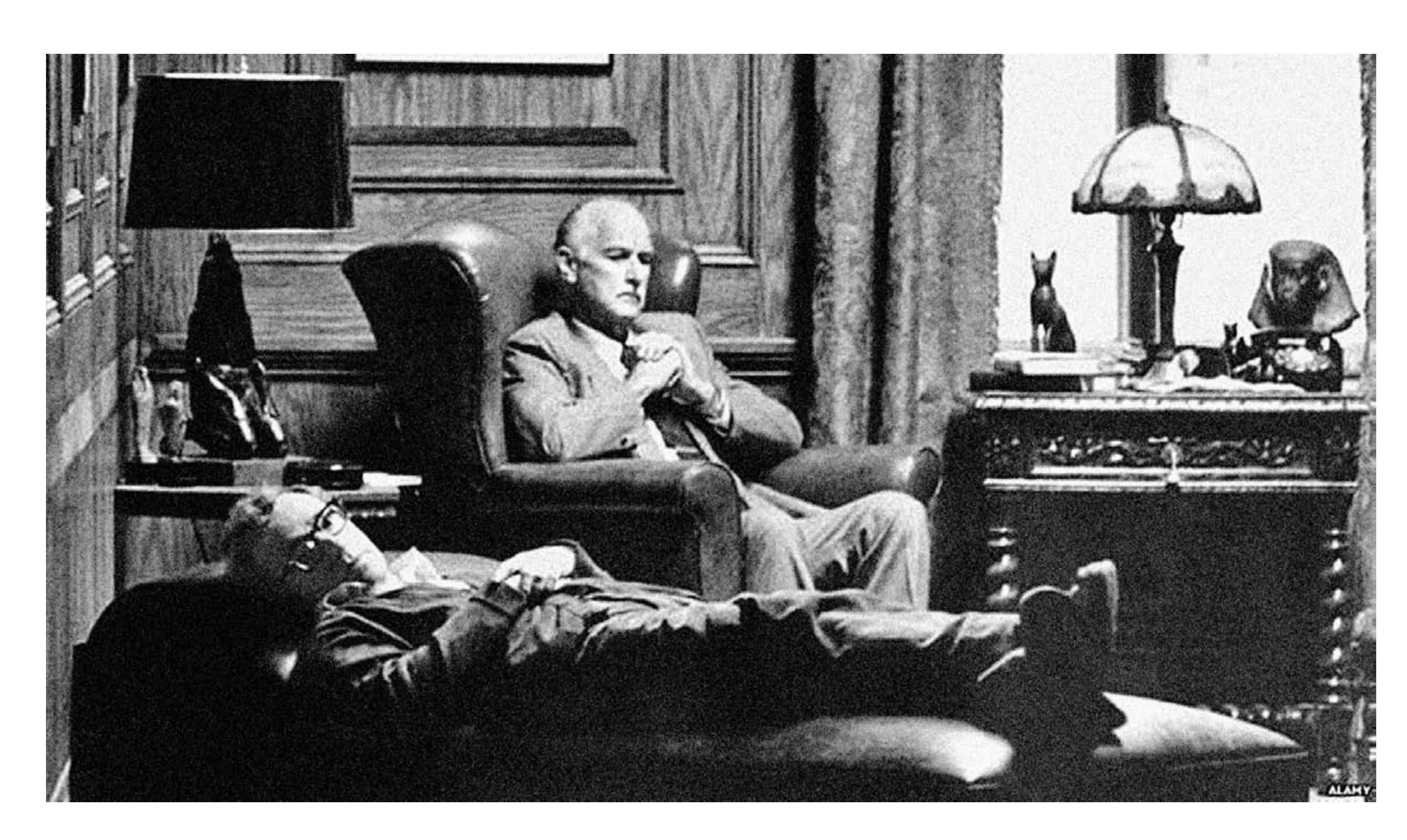
Dann stellt die Theoretikerin eine simple Frage: *Was ist – Übertragung?* Übertragung, so die zunächst zögerliche Antwort der Gruppe, bezeichne jene Gefühlsreaktionen des Analysanden auf die Analytikerin, die eine Neuauflage früherer Erfahrungen darstellten. Dabei übertrage der Patient Beziehungsmuster aus der Kindheit auf die Beziehung zur Analytikerin – und wiederhole sie somit. Ähnlich wie er jene Reaktionen und Muster auch auf andere zwischenmenschliche Situationen übertrage, und sich so immer wieder im gleichen – in der Regel schlechten – Film wiederfinde. Indem der Patient diesen schlechten Film nun auch in der Beziehung zur Analytikerin spiele, habe er die Chance auf eine *korrektive Erfahrung*.

Das alles hat, genaugenommen, nicht die Runde gesagt, sondern ein Analytiker, den wir den *Lösungsorientierten* nennen wollen. Nun stellt die Theoretikerin eine weitere Frage: *Und – wo bleibt das Unbewußte?* Sie habe in den Aussagen des Lösungsorientierten das Wesentlichste – eben das Unbewußte – vermißt. Und sie beginnt, ohne die Reaktion des Lösungsorientierten abzuwarten, von einer Analysandin zu berichten (nennen wir sie Analysandin B – und unsere Analysandin mit dem »Zeitproblem« Analysandin A), die den starken, für sie selbst und ihren Analytiker unverständlichen Impuls verspürte, die Analyse vorzeitig abzubrechen. Der Impuls schien umso unverständlicher, als sich die Analysandin gerade in einem schwierigen Trennungsprozeß von ihrem Lebensgefährten befand. Ein Prozeß, der sie verwirrte und viele Fragen aufwarf, zu deren Klärung die Analyse doch hätte beitragen können.

Es stellte sich aber heraus, daß genau jener Trennungsprozeß von ihrem Lebensgefährten den Impuls, die Analyse zu beenden, ausgelöst hatte. Hätte Analysandin B die Analyse tatsächlich abgebrochen, wäre diesem Abbruch der Charakter einer *Ersatzhandlung* zugekommen: Statt den Ausstieg aus einer unglücklichen Beziehung zu wagen, aus der sie sich nicht und nicht zu lösen vermochte, hätte sie »mit dem Analytiker Schluß gemacht«.

»Wir haben es hier«, sagt die Theoretikerin, »mit dem typischen Fall einer Übertragung zu tun – einer, wie Freud sagen würde, *falschen Verknüpfung* zwischen den Schauplätzen *Analyse* und *unglückliche Partnerbeziehung*.« Wobei die unglückliche und ambivalente

Partnerbeziehung ihrerseits wiederum als Ergebnis der Übertragung der unglücklichen und ambivalenten Vater-Beziehung der Analysandin aufgefaßt werden müsse.
Wesentlich an der Übertragung, so die Theoretikerin, seien also weder »Beziehungsmuster« noch Gefühle. Diese würden im Fall des skizzierten Übertragungsgeschehens überhaupt keine Rolle spielen. Hier unterbricht der von uns »der Lösungsorientierte« genannte Analytiker die Theoretikerin. Gerade der geschilderte Fall, von dem er nicht wisse, aus welchem Kontext er stamme, aber das möge jetzt dahingestellt sein, zeige – im Gegenteil – daß es in der Übertragung »sehr wohl und sehr zentral« um Gefühle und um Beziehung ginge. Habe doch die in Frage stehende Analysandin B jene *Trennungsaggression*, die sie ihrem Lebensgefährten nicht zumuten konnte, auf die Beziehung zu ihrem Analytiker übertragen.



»Mitnichten«, sagt die Theoretikerin. Die Haltung der Analysandin dem Analytiker gegenüber könne durchgehend als »milde Idealisierung« beschrieben werden. Und diese milde Idealisierung habe sich weder während noch nach der Aufklärung der unbewußten Hintergründe ihres Impulses, die Analyse abzubrechen, verändert. Gegenüber der Person des Analytikers habe die Analysandin keine Sekunde lang so etwas wie Aggression verspürt.
Und auch wenn Beziehungsmuster und Gefühle in anderen Übertragungssituationen eine andere und größere Rolle spielen sollten als im Fall der Analysandin B, seien Gefühle und Beziehungsmuster für die Übertragung eben nicht das Wesentliche. Der Psychoanalytiker sollte sie als *Symptome* auffassen, und sich an die Aufklärung ihrer unbewußten Determinanten machen.
Was für den »Analyse-Abbruch-Impuls« der Analysandin B gelte – gelte natürlich auch für das »Zeitproblem« der Analysandin A. Wenn diese meine, sie kenne ihr »Zeitproblem«, das ihre Freundinnen zur Weißglut bringe, ihr Unpünktlichsein sei ein Stück Freiheit etc., gebe sie sich der Illusion hin, ihr Verhalten sei selbstgewählt. Und – es handle sich, wenn sie zur Analyse oder zum Kaffeekränzchen zu spät komme – um eine *bewußte Entscheidung*. Damit verleugne sie den *Symptomcharakter* ihres Verhaltens, dessen Abhängigkeit von Faktoren, die ihr selbst nicht bewußt sind. Indem sie ihr Zuspätkommen zum Kaffeekränzchen mit dem Zuspätkommen zur Analysestunde verknüpfe – vertrete Analysandin A zwar eine Art Übertragungskonzept. Aber ein *Übertragungskonzept*, das über den Bereich bewußter Vorstellungen und Entscheidungen nicht hinausgehe. Analysandin A, so die Theoretikerin, und der von uns »der Lösungsorientierte« genannte Analytiker würden somit genau den selben Fehler begehen.
Hier sollten wir aber innehalten und uns fragen, woher wir und die Theoretikerin und der Rest der Runde überhaupt wissen, daß es sich beim »Zeitproblem« unserer Analysandin um Übertragung handelt. Folgt man der Rede Freuds von der *falschen Verknüpfung*, bedeutet Übertragung die Übertragung einer – unbewußten – Vorstellung von einem ursprünglichen, »richtigen« Ort auf einen neuen, »falschen«.[1] Klassischerweise von der Ursprungsfamilie auf die analytische Behandlungssituation. Als »falsch« gilt diese Verknüpfung deshalb, weil Eigenschaften, die zu einem ursprünglichen, »richtigen« Ort oder Objekt gehören, fälschlich mit einem anderen, neuen Ort oder Objekt verknüpft werden. Der Analytiker wird nicht in der Weise wahrgenommen, »wie er wirklich ist«, sondern die Analysandin verknüpft mit ihm – unbewußt – Vorstellungen, die sie ursprünglich mit Mutter, Vater, Schwester etc. verknüpfte. Weiter oben haben wir gesehen, daß das »Zeitproblem« der Analysandin A, insofern es *seine Arbeit stört*, auch das Problem ihres Analytikers ist.



Psychoanalyse ist als Ort der Behandlung zugleich Arbeitsplatz: Für den Analytiker, und gewiss auch für die Analysandin. Wie wir sehen werden, könnte sich der Ansatz der *Psychoanalyse als Arbeit* bei unseren Überlegungen zur Übertragung und der Frage, ob es sich beim Zeitproblem der Analysandin um Übertragung handelt, als fruchtbar erweisen. Daß es so etwas wie Übertragung von der Familie auf den Arbeitsplatz gibt, gehört heute zu jenen psychoanalytischen Gemeinplätzen, derer wir uns im Alltagsleben bedienen, um uns über die – vermeintliche oder tatsächliche – Psychopathologie desselben zu verständigen: »Ich habe einen Vaterkomplex. Der läßt mich immer wieder mit meinem Chef zusammenkrachen.«
Die Figur des autoritär-patriarchalen, psychoanalytisch gesprochen ödipalen Chefs gehört allerdings der Vergangenheit an. Der typische, »postmoderne« Chef von heute ist nicht die erhabene Vaterfigur an der Spitze der Firmenhierarchie, nicht einmal der große Bruder, sondern jemand wie der von Slavoj Žižek als *Small Brother* bezeichnete Bill Gates. Der nette Kumpel von nebenan, mit dem man, oder auch frau, gern auf ein Bier geht. Und über den man sich, ob seiner Nettigkeit, Kumpelhaftigkeit, Lässigkeit und nicht-autoritären Haltung nicht einmal ärgern darf, geschweige denn, daß man mit ihm zusammenkrachen würde. Es sei denn im Rahmen eines Seminars zur Pflege von »Konfliktkultur«.
Was wir über die Nettigkeit, Kumpelhaftigkeit und die nicht-autoritäre Haltung eines Chefs, über den man sich nicht einmal ärgern darf, gesagt haben, ist ein Zitat. So oder ähnlich hat einmal Analysandin A ihren neuen Chef in der Analyse beschrieben – um ihn mit ihrem ehemaligen Chef zu vergleichen: »Mein alter Chef hatte einen konventionellen, ein wenig autoritären, aber nicht wirklich strengen Führungsstil.« Dann wird ihr etwas klar: Daß sie während der *psychiatrischen* Behandlung genauso viel Zeitdisziplin an den Tag gelegt hatte, wie unter ihrem alten Chef. Unter dem neuen Chef sei sie hingegen *genauso unpünktlich wie in der Analyse.*
Zwar gäbe es unter dem Neuen ohnehin keine fixen Arbeitszeiten, sie komme ins Büro (die Analysandin arbeitet in einem Büro für Landschaftsarchitektur) und verlasse es, wann immer sie wolle. Zu den gelegentlich stattfindenden Projektbesprechungen erscheine sie aber fast immer, und oft massiv, zu spät.
In der folgenden Sitzung sagt sie, sie könne sich nicht erinnern, je zu spät zur Schule gekommen zu sein. Ihre Klarinettenlehrerin habe aber unter ihrer Unpünktlichkeit so sehr gelitten, daß ihr Vater sie fallweise zum Klarinettenunterricht begleiten mußte. Es sei ja übrigens auch ihr Vater gewesen, ein leidenschaftlicher Musikliebhaber, der die Idee gehabt hätte, die damals Achtjährige zum Klarinettenunterricht zu schicken. Sie korrigiert sich: »Nein, das Klarinettenspielen war mein eigener Wunsch – oder?« So genau wisse sie das nicht mehr. Und dann: »Ich habe seit jeher das Gefühl, daß ich das, was mein Vater von mir will, nicht nur *befolgen*, sondern auch *mögen*, ja *wünschen muß.*« »Der Wunsch Ihres Vaters«, sagt der Analytiker, »soll Ihnen nicht nur Befehl – er soll auch *Ihr* Wunsch sein.«
Verlassen wir an dieser Stelle den Schauplatz der Analyse, und kehren zur Intervisionsgruppe zurück, die sich nun, vier Wochen später, wieder trifft. Am Wort ist der Lösungsorientierte. Er meint, daß die Unpünktlichkeit der Analysandin im Klarinettenunterricht, unter dem neuen Chef und in der Analyse einer »klassischen Übertragungsreaktion« entspreche. Die Analysandin behandle den Analytiker genauso wie ihren neuen Chef und die Klarinetten-Lehrerin. Ihre Unpünktlichkeit drücke in allen drei Fällen ihre ambivalente Vater-Beziehung aus. Indem nun die Analysandin auch in der Analyse die Unpünktliche »spiele«, habe sie die Chance auf eine *korrektive Erfahrung* – und könne so ihre Unpünktlichkeit überwinden. »Darum, daß die Analysandin ihre Unpünktlichkeit überwindet, geht es vielleicht gar nicht«, kontert die Theoretikerin, »Sie denken *lösungsorientiert*, nicht analytisch. Wir sollten uns, noch bevor wir nach Lösungen suchen, fragen, ob wir wissen, oder wissen *wollen*, was überhaupt das Problem ist. Vergessen wir nicht: Das Zeitproblem zeigt sich nicht in *allen* Situationen, in denen die Analysandin mit sogenannten Vater-Figuren konfrontiert ist. Wir müssen also nach den *spezifischen Bedingungen* suchen, die das Problem auslösen.«
Bevor wir die Theoretikerin weitersprechen lassen, sollten wir erwähnen, daß der Analytiker zuvor von der Partnerkrise der Analysandin berichtet hat, jenes andere Problem, das sie veranlaßt hatte, in Analyse zu gehen. Ihr »eheliches Sexualleben«, so die Analysandin, sei »halbwegs o. k.« gewesen, bis sich ihr Mann ihren Wunsch nach mehr sexueller Experimentierfreude zu eigen gemacht hätte – oder umgekehrt, sie seinen? Das wisse sie nicht mehr.
Seither hätten sie jedenfalls *Kreativsex*. Am erregendsten fänden beide die Phantasie, daß sie mit einem anderen Mann Sex hätte. Aber seit sie »Kreativsex« habe, sei sie wie blockiert.
Jedesmal, wenn sie mit ihrem Mann schlafen wolle, bekomme sie Kopfschmerzen oder Brechreiz oder habe auf einmal keine Lust.
Behalten wir das im Gedächtnis. Und lassen wir die Theoretikerin weiterreden: »Wenn die Analysandin sagt, sie habe das Gefühl, daß sie das, was ihr Vater von ihr wolle, nicht nur *befolgen* sondern auch *wünschen müsse*, artikuliert sie ein typisches Gebot der Gegenwartskultur, ›Wo Befehl ist, soll Wunsch werden‹. Ein Gebot, das uns am auffälligsten in der Arbeitswelt begegnet. Es genügt heute bei weitem nicht mehr, einfach nur ›seinen Job zu erledigen‹ – es geht um ›mehr‹.
In Bewerbungsgesprächen etwa fragt man uns nicht mehr bloß nach unserer Qualifikation – Bewerbungsgespräche sind heute eine Art ›Seelenbeschau‹: gefragt sind Motivation, soziale Kompetenz, emotionale Intelligenz, Teamfähigkeit, Verantwortungsgefühl, Kommunikationsfähigkeit. Vor allem sind wir aber aufgefordert, uns mit ›unserer‹ Arbeit zu *identifizieren*. Als verkauften wir nicht nur unsere Arbeitskraft, sondern unsere Seele.
Identifizieren heißt ›gleichmachen‹. Früher gingen wir in einer mehr oder weniger festgesetzten Zeit unserer Arbeitspflicht nach, um danach *frei zu haben* – heute machen wir uns mit der Arbeit gleich, sind also die Arbeit, und niemals frei von der Arbeit.
Das mag übertrieben erscheinen. Aber ähnelt die Situation eines Menschen, der sich heute um einen Job bewirbt und dessen Lebenslauf sich wie eine einzige Vorbereitung auf *diesen einen* Job liest, nicht der eines Liebenden, der das Gefühl hat, *sein Leben bisher* sei nichts als ein *Vorspiel* zu dieser einen großen Liebe gewesen?«
Und so wie – um die Theoretikerin zu unterbrechen – der einen, großen Liebe andere folgen mögen, so könnte auch unser Bewerber den Job, sollte er ihn antreten, bald wieder verlieren. Weil er eingespart werden muß. Tatsächlich scheint zwischen der Arbeitsplatzsicherheit und dem Gebot, sich mit Herz und Seele an die Arbeit zu binden, ein umgekehrtes Verhältnis zu herrschen.
Zurück zur Theoretikerin: »Unser Lebenslauf wird aber nicht von uns allein geschrieben. Er trägt immer auch die Schriftzüge unserer Eltern, Geschwister, Vorfahren, die sich ihm aber nicht bloß als einzelne Charaktere einschreiben, sondern auch als Repräsentanten der Gesellschaft. Einer Gesellschaft, die uns heute nicht mehr bloß das *Funktionieren* gebietet, sondern das *Identifizieren* mit ihren Anforderungen. Anforderungen, die auch in Bereichen jenseits der Arbeit – Familie, Partnerschaft, Sexualität, Freizeit – den

*Leistungs*anforderungen der Arbeit nachempfunden und daher geeignet sind, uns auf die Sphäre der Arbeit vorzubereiten. Unsere gesamte Lebenszeit vor der Arbeit soll eine einzige Vorbereitung auf (diese eine) Arbeit sein. Und unsere Lebenszeit neben der Arbeit, die Freizeit, der Wiederherstellung jener Arbeitskraft dienen, die wir sind.

Vor diesem Hintergrund sollten wir unser Augenmerk hier nicht auf die Übertragung *von der Familie auf den Arbeitsplatz* richten, auf die Übertragung der Vater-Beziehung der Patientin auf den alten oder den neuen Chef, sondern umgekehrt die Familie als eine Sphäre betrachten, die uns *auf die Arbeit vorbereitet*, als einen Ort, an dem Beziehungen vorherrschen, die »von Haus aus« nach dem Vorbild der Arbeit gestaltet sind – in gewissem Sinn auf die *Übertragung von der Arbeit auf die Familie*. Familie dient ja nicht bloß der Reproduktion, sondern auch der Produktion von Arbeitskraft, und nicht bloß im Sinne der Fortpflanzung und der Erziehung von Arbeitskräften. Die Familie produziert heute Arbeitskräfte, die sich mit jenen Anforderungen, die den Leistungsanforderungen der *Arbeit* nachempfunden sind, *identifizieren* sollen.



Den Fall unserer Analysandin halte ich in dieser Hinsicht für paradigmatisch. *Wo Befehl war, soll Wunsch werden:* Diese Formel bezeichnet ein Problem unserer Zeit, Und das Problem, das unsere Analysandin mit der Zeit hat, resultiert aus ihm. Jenes Zeitproblem tritt ja überall dort auf, wo ein *Kurzschluß zwischen Wunsch und Befehl* stattfindet. Sie weiß nicht, ob sie dem Befehl des Vaters entsprach, als sie Klarinette lernte, oder ob es doch ihr eigener Wunsch war. Jedenfalls scheint es zu einer *Verschränkung* von Wunsch und Befehl gekommen zu sein, aus der jene extreme Unpünktlichkeit im Klarinettenunterricht resultiert haben muß. Im Kontrast zu ihrer Pünktlichkeit in der Schule.«

Die Schule, hat der Analytiker am Beginn der Gruppensitzung berichtet, habe die Analysandin nur mäßig interessiert, »nicht leidenschaftlich«.

»In der Schule«, sagt die Theoretikerin, »gab es genügend Distanz zwischen den ›Befehlen‹ (den schulischen Anforderungen) und den Wünschen der Analysandin. Ihr Begehren blieb vom Unterricht unberührt. Sie konnte funktionieren. Auf den Klarinettenunterricht hingegen scheint ihr Unbewußtes mit einem radikalen *Verweigerungsimpuls* reagiert zu haben. Als wäre sie am liebsten gar nicht hingegangen. Und als sei die Unpünktlichkeit ein *Kompromiß zwischen Wunsch und Wunsch*: Zwischen dem Wunsch, sich mit dem Befehl des Vaters zu identifizieren, und jenem, diese ›feindliche Übernahme‹ des Wunsches durch den Befehl des Vaters zu sabotieren.

Die Situation unter dem neuen Chef ähnelt dem Klarinettenunterricht. Hier scheinen die Verhältnisse aber eindeutiger zu sein. Offenbar hat sich in diesem Fall der ›Befehl‹ (des neuen Chefs) dem Wunsch (der Analysandin) untergeordnet und nicht umgekehrt.«

Unter dem neuen Chef, auch das hat der Analytiker zu Beginn der Gruppensitzung berichtet, hat die Analysandin, was sie schon immer gewünscht hatte: Der neue Chef will – wir könnten auch sagen »befiehlt« –, daß sie bei der Planung und Durchführung von Projekten ihre *eigene Kreativität* einbringen soll.

»Der Verweigerungsimpuls tritt aber offenbar auch dort auf, wo jemand, wie hier der neue Chef, umgekehrt auf ihre Wünsche eingeht, wo ihr Wunsch *zum Befehl wird*. Ob sich der Befehl dem Wunsch oder der Wunsch dem Befehl unterordnet, scheint also keine Rolle zu spielen. Offenbar wird der Verweigerungsimpuls, und mit ihm das Zeitproblem, immer dort ausgelöst, wo Wunsch und Befehl aneinandergeraten.

Wo die Distanz zwischen dem Befehl ›dort draußen‹ und dem Wunsch ›da drinnen‹ nicht mehr existiert. Was für die Gegensatzpaare: Schulunterricht/Klarinettenunterricht und alter Chef/neuer Chef gilt, gilt analog für das Auftreten des Zeitproblems in der psychoanalytischen und dessen Nicht-Auftreten in der psychiatrischen Behandlung.

Im Fall des Zuspätkommens in der Analyse gibt es aber eine zusätzliche Dimension. Wir haben den Wunsch der Patientin, sich in Analyse zu begeben – aber wo ist der Befehl?

Das massive Zuspätkommen in der Analyse könnte darauf hinweisen, daß *jeder* Wunsch, sobald er Wirklichkeit wird, mit den Strukturen der Wirklichkeit in Kontakt kommt, den Verweigerungsimpuls und das Zeitproblem auslöst. Das trifft auch auf den sogenannten Kreativsex zu. Zwar scheint die Analysandin beim Kreativsex kein Zeitproblem zu haben ...«

»Da muß ich widersprechen«, sagt der Lösungsorientierte, »die Analysandin hat ein *massives* Zeitproblem beim Kreativsex. Sie kommt nicht unpünktlich – sie kommt überhaupt nicht.«

»Eine treffende Formulierung«, sagt die Theoretikerin nach Abklingen des allgemeinen Gelächters, »Hier ist die Verweigerung kompromißlos. Sie kommt überhaupt nicht.

Warum? Weil ihr Mann ihr die Verwirklichung ihrer ureigensten sexuellen Phantasien ermöglichen will. Der ›Normalsex‹ war nicht die Offenbarung. Aber, so absurd das klingen mag, die Analysandin lief dabei nicht Gefahr, ihre Wünsche zu verwirklichen – und die Distanz zwischen den sexuellen Normen ›dort draußen‹ und den Wünschen ›da drinnen‹ zu verlieren.

In einer vom Leistungsprinzip beherrschten Welt ist ›jede Wirklichkeit‹ den Anforderungen der Arbeit nachempfunden – und jeder Wunsch, *sobald er Wirklichkeit wird*, jenen Anforderungen ausgeliefert. Der Verweigerungsimpuls, den die Verwirklichung ihrer Wünsche bei der Analysandin auslöst, ist folgerichtig.

Für das Zeitproblem in der *Analyse* gilt das in einem noch spezifischeren Sinn: Die Psychoanalyse ist nicht bloß ein Segment der gesellschaftlichen Wirklichkeit, das – indem sie die Wiederherstellung der Arbeitskraft zum Ziel hat – der Arbeit *zuarbeitet*. Psychoanalyse *ist* Arbeit. Und weil Psychoanalyse Arbeit ist – real, nicht bloß im Sinne der Übertragung – können die Leistungsanforderungen und Identifizierungsgebote, die unsere Gesellschaft beherrschen, am ›Arbeitsplatz Psychoanalyse‹ bei ihrer Entstehung beobachtet und bewußt gemacht werden. Und von wegen Identifizierungsgebot: Auch unser Kollege«, gemeint ist unser Analytiker, »macht nicht einfach nur seinen Job, er ist, wie wir alle, mit seiner Arbeit identifiziert und bezieht daraus Selbstachtung.

Daher ist das Zeitproblem der Analysandin auch für ihn ein Problem. Es kränkt ihn.«

»Gut«, sagt der Lösungsorientierte »Danke. Aber was *machen* wir nun mit der Patientin?«

»Falsche Frage«, sagt die Theoretikerin, »daß Sie ›machen‹ sagen, zeigt, wie sehr auch Sie, wie wir alle, mit jenen Arbeitsanforderungen identifiziert sind. *Arbeitsanforderung* ist übrigens ein Begriff, den Freud verwendet, um den ›Trieb‹ zu erklären. Aber lassen wir das. Wir sind beim Zeitproblem der Analysandin mit einem *gesellschaftlichen* Problem konfrontiert. Freud hätte gesagt, mit einem Problem der Kultur. Ohne eine kritische Theorie der Gesellschaft, der Arbeit, der Familie – vor allem aber *der gesellschaftlichen Dimension des Unbewußten*, ohne Kulturtheorie und Kulturkritik ist eine Analyse, die diesen Namen verdient, nicht möglich. Weder bei unserer noch bei anderen Analysanden. Freud, sagt Adorno, sei ›in den innersten psychologischen Zellen auf Gesellschaftliches gestoßen‹[2].

Aber nicht nur die *Psychoanalyse* ist stets mit gesellschaftlichen Problemen konfrontiert, auch die Gesellschaft sollte ihre Probleme mit der Psychoanalyse konfrontieren: Warum es Antisemitismus gibt, wie der Faschismus die Massen dazu bewegt, nicht nur ihre Unterdrückung, sondern auch ihren Untergang zu begehren, warum sie – die Massen – heute Parteien wählen, deren Politik ihren Interessen diametral entgegengesetzt ist, und warum wir uns umso mehr ausbeuten lassen, je mehr wir mit unserer Arbeit identifiziert sind – diese und andere gesellschaftliche Rätsel, lassen sich ohne Psychoanalyse nicht lösen.

Dem Prozeß der Psychoanalyse als solchem ist es um Gesellschaft zu tun. Nicht nur um die gesellschaftliche Dimension des Unbewußten, sondern auch um die unbewußte Dimension der Gesellschaft, ohne deren Berücksichtigung gesellschaftliche Emanzipation zum Scheitern verurteilt ist – oder in Katastrophen mündet. So geschehen im zwanzigsten Jahrhundert.

Die Psychoanalyse von der wir reden, ist nicht die real existierende. Die Rede ist von einer Psychoanalyse, die sich nicht bloß auf ihre kulturkritische Tradition – als auf einen von der Klinik getrennten Teilaspekt – besinnt, sondern dem Analysanden und seinem Unbewußten *in der analytischen Behandlung* nicht therapeutisch begegnet – sondern kulturkritisch.«

Das »Plädoyer für Psychoanalyse« ist ein Kapitel aus dem Buch »Respektverweigerung. Warum wir fremde Kulturen nicht respektieren sollten. Und die eigene auch nicht.« von Sama Maani. Erschienen 2015 im Drava Verlag, 128 Seiten, 15,80 Euro. Nachdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlags.

---

[1] Dies entspricht übrigens einer möglichen Definition von Metapher, dem Substantiv zu μεταφέρειν (metaphérein): übertragen.

[2] Theodor W. Adorno, Soziologische Schriften I. In: ders., Gesammelte Schriften, Bd. 8, Frankfurt am Main. 2003, S. 88.

Sama Maani, geb. 1963 als Kind iranischer Eltern in Graz, aufgewachsen in Österreich, Deutschland und im Iran. Studium der Medizin in Wien und der Philosophie in Zürich. Arbeitet als Schriftsteller und Psychoanalytiker in Wien. Zahlreiche Publikationen in deutschsprachigen und iranischen (Literatur-) Zeitschriften und Anthologien. 2004 Preis des Literaturwettbewerbs schreiben zwischen den kulturen. *2007 Österreichisches Staatsstipendium für das Romanprojekt* Ungläubig.

Psychiatriekritik und Theoriearmut

Elisabeth Übelmann stellt den Sammelband *»Gegendiagnose. Beiträge zur radikalen Kritik an Psychiatrie und Psychologie«* vor.

Seit einigen Jahren erfährt die Kritik an Psychologie und Psychiatrie, die zeitweilig in den Hintergrund trat, wieder etwas Aufwind; Tagungen und Salons werden organisiert, Zeitschriftenprojekte reaktiviert. Da ist es nur konsequent, dass auch ein Sammelband zu diesem Thema erscheint. So geschehen im Frühjahr 2015 mit dem prägnant beginnenden und dann etwas dröge auslaufenden Titel *Gegendiagnose – Beiträge zur radikalen Kritik an Psychiatrie und Psychologie*. Die Herausgeber gestehen sich bereits in der Einleitung ein, dass sie »über eine ähnliche Stoßrichtung der institutionellen und disziplinären Kritik hinaus, inhaltlich keine gemeinsame programmatische Linie vertreten«. Vielleicht war es das eigentliche Ziel der Herausgeber, eine Art Parteiprogramm zu verfassen, notwendig ist dies sicher nicht für ein gutes Buch. Die Selbstkritik der Herausgeber trifft jedoch einen relevanten Punkt, insofern sie einräumen, dass »die gewählten Ansätze und politischen Konsequenzen der Beiträge teils im Widerspruch zueinander stehen«. Dann verlässt sie aber die Courage, denn statt »zumindest« in der Einleitung die bestehenden Widersprüche auszuführen, gegeneinander zu setzen und zu diskutieren, verkaufen sie diesen Pluralismus als »Stand der derzeitigen linksradikalen antipsychiatrischen Theoriebildung«, über den sie sich selber nicht hinaus wagen wollen, und überlassen es dem Leser oder in diesem Fall der Rezensentin, sich selbst wahlweise die Trüffel herauszupicken oder die Gegenüberstellung zu denken.

Dass gesellschaftliche Verhältnisse nicht ausgeblendet werden dürfen, wenn es um psychische Erkrankungen geht, ist ebenso banal wie notwendig ins Gedächtnis zu rufen. Psychiatrie und Psychologie sind seit jeher ein Teil des Systems und erfüllen darin ihre Aufgabe, die Einzelnen wieder »fit2work«, wie sich eine entsprechende österreichweite Beratungsstelle bei gesundheitlichen Problemen am Arbeitsplatz nennt, zu machen. Sohvi Nurikurinens und Lukaš Lulus erläutern unter diesen Gesichtspunkten die Diagnose Depression, die Leerstellen der medizinisch-organischen und verhaltenstherapeutischen Deutung dieses Störungsbildes und ergänzen diese um die Reflexion über den Zusammenhang von Gesundheit und durch Arbeit ermöglichte »Teilhabe an der Gesellschaft«. Die Depression drängt sich ja gerade auf, wenn es um die Versinnbildlichung gesellschaftlicher Schädigungen am Einzelnen geht. So steht sie in einschlägig kritischer Literatur häufig als Sinnbild der durch die kapitalistische Verwertung völligen Entfremdung des Einzelnen von sich selbst. Wohl auch deshalb wird im weniger kritischen Teil der Psychocommunity lieber über das Burnout-Syndrom als über Depression gesprochen, da dieses doch die prinzipielle Leistungsbereitschaft in den Mittelpunkt stellt.

Etwa 250 Seiten weiter geblättert, findet sich der Beitrag von Lars Distelhorst *Kein Ausgang. Zum komplementären Verhältnis von Diagnose und Inklusion*: Darin stellt er dar, warum die Ausweitung der Diagnosen, wie in der Neuauflage des *Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders* (DSM-V, die Diagnosebibel für Praktiker) geschehen, nicht im Widerspruch zum Konzept der Inklusion steht. So gehe es heute in der Diskussion um Normierung, anders als es Foucault fasste, um ein Kontinuum zwischen Krankheit und Gesundheit (das Normale), wodurch sich »der Bereich des Anormalen, potentiell Kranken und bereits Gestörten auf alle Menschen ausdehnt«. Auch wenn, wie Distelhorst erwähnt, bereits bei Freud und der Psychoanalyse die Kontinuumsannahme eine Rolle in der Konzeption von Krankheit spielte, sind es vor allem Anti- und Sozialpsychiatrie, die dieses Konzept hegemonial machten. Dass heutige Kritik an der Psychiatrie nicht ohne einen Blick auf die Errungenschaften der Sozialpsychiatrie ausfallen kann, macht auch Stephan Weigand in seinem Aufsatz deutlich. Die großen Verwahrungsanstalten für psychisch Kranke sind vielfach gemeindenahen Betreuungskonzepten gewichen. Weigands antipsychiatischer Übereifer bringt zwar wichtige Kritikpunkte an dieser Veränderung vor – wie an der Simulation des »normalen« Arbeitslebens durch betreutes Wohnen und Beschäftigungsprojekte, die schon zur Heilung beitragen soll, sowie am halbherzigen Einbezug von ehemaligen Psychiatriepatienten als schlechtbezahlten Peer-Beratern. Seine Enttäuschung über die verschwundene Psychiatriekritik durch sozialpsychiatrische Einflüsse versperrt ihm aber letztlich eine treffende Analyse der aktuellen Verhältnisse: Die heutige psychiatrische Versorgungslandschaft ist vielerorts gekennzeichnet durch eine Mischung aus anti-, sozial- und klassisch psychiatrischen Konzepten. In Wohn- und Betreuungsprojekten für psychisch Erkrankte wird häufig mit einer aus der Psychiatriekritik und der humanistischen Psychologie kommenden annehmenden und anerkennenden Haltung gearbeitet unter der Voraussetzung, dass das zur Verfügungstellen von Freiräumen und die Akzeptanz der Erkrankung zur Bewältigung dieser verhilft. Probleme entstehen dann, wenn der Erkrankte sich nicht dankbar und anpassend zeigt, sondern weiterhin eine Gefahr für sich oder andere darstellt. Gegen aggressives oder sexuell übergriffiges Verhalten gibt es kaum andere Handhabe als die Polizei zu benachrichtigen, was nicht selten zur Zwangseinweisung führt. Die fehlenden Konzepte zu Aggression und Sexualität paaren sich mit dem inkludierenden, gesellschaftlichen Anspruch der Verwertbarkeit. Übrig bleiben weiterhin die Menschen für die das Angebot des selbstständigen Lebens eine zu große Herausforderung bedeutet.

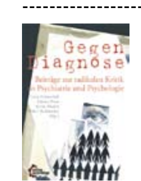
Ein Beitrag zu den Leerstellen der Psychiatriekritik wäre anknüpfend an Kevin Dudeks Analyse über antisemitische und shoahrelativierende Argumentationsmuster in der Antipsychiatrie wünschenswert gewesen. Doch das ist nicht das einzige Fehlende in dem Sammelband. Denn die wohl auffälligste Lücke ist die Abwesenheit der Schizophrenie, quasi der psychischen Erkrankung schlechthin. So werden zwar Diagnosen wie Sucht, Trauma oder eben Depression besprochen, über die Schizophrenie in all ihren Ausprägungen findet sich dagegen nichts. Das hat sicherlich viele Gründe: Zum einen steht Schizophrenie noch immer für Vieles und Nichts und die Auseinandersetzung in der Mainstreampsychiatrie beschränkt sich weitesgehend auf psychopharmakologische Ansätze gepaart mit ergotherapeutischer Beschäftigungstherapie. Für linke Theorie dagegen ist sie nicht so zugänglich wie alles Neurotische, das viel plausibler und augenscheinlicher mit der Gesellschaft ins Verhältnis gesetzt werden kann. Der Schizophrene entzieht sich ihr bereits früh und weitgehend. So wird die Schizophrenie in diesem Sammelband auch nur an poststrukturalistischer Theorie orientiert als radikal Anderes gesetzt, (inner) psychische Aspekte dagegen werden ausgespart.

Eine solche Theoriearmut, wenn es um Psychologie geht, findet sich in allen Beiträgen. Lediglich an zwei Stellen taucht eine Annäherung an psychische Prozesse auf. Daniel Sanin schreibt in seinem Beitrag über die Diagnose »Abhängigkeitssyndrom«, mit Bezug auf Klaus Holzkamp: »[A]us einer bestimmten Position und Lebenslage akzentuiere je ich – bewusst und unbewusst – bestimmte Bedeutungen, die aufgrund meiner bestimmten (vielfältigen und komplexen) Bedürfnisse und Interessen im Kontext meiner alltäglichen Lebensführung ihren Sinn ergeben«. Inwiefern sich diese Überlegungen von denen der kognitiven Verhaltenstherapie unterscheiden – also jenem Theoriezweig, der den behavioristischen Klassiker des Reiz-Reaktions-Schemas um Prozesse der Wahrnehmung, des Urteilens und des Begreifens erweitert –, bleibt im Aufsatz unklar. Auch Nurikurinen und Lulu nähern sich dem einzelnen Menschen, wenn sie betonen, dass »das menschliche Bewusstsein nicht in seiner biologischen Grundlage aufgeht«, sondern »der menschliche Geist in der Lage [ist], sich über sich selbst und die Welt, wie diese ihm entgegentritt, Gedanken zu machen«. Wie er das macht, wie in diesem Kontext Affekte zu verstehen sind und ob es dennoch Verschränkungen mit der menschlichen Biologie gibt und wenn ja, welche, wird nicht weiter besprochen. Dass Natur keine Rolle spiele, darin sind sich alle Autoren unausgesprochen einig. Diese gehöre zur medizinischen Psychiatrie, von der man sich ja abgrenzt. Oder vielleicht zur Psychoanalyse, die dementsprechend im ganzen Band auch nur als Abgrenzungsthematik dient.

Stattdessen geht um gesellschaftliche Verhältnisse. Da wundert es dann nicht, dass von Catalina Körner in ihrem Beitrag zu Trauma-Konzepten, die alte Mär von der Verführungstheorie (wonach die Ursache von Hysterie immer real erlebter sexueller Missbrauch sei) ausgepackt wird. Diese hätte Freud aufgrund des sozialen Drucks der »bürgerlichen Wiener Schicht« fallen gelassen und damit »den Grundstein für die Fixierung der Psychoanalyse (oder auch der modernen Psychotherapie allgemein) auf intrapsychische Prozesse als hinreichende Erklärung für psychisches Leiden« gelegt. Haben sich frühere Vertreter von Antipsychiatrie wie Ronald D. Laing oder Kritischer Psychologie wie Klaus Holzkamp noch bemüht, die Theorien der Psychoanalyse im Nachvollzug zu kritisieren, reicht heute das Gerücht über die Psychoanalyse und es bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung. Das wird daran deutlich, dass die Behauptung, die Psychoanalyse vernachlässige äußere Gegebenheiten für die Erklärung psychischen Leidens in einem Aufsatz über Traumakonzepte falsch ist: Denn es war Freud, der betonte, dass der Aufmerksamkeit, die der Psychoanalyse während und nach dem Ersten Weltkrieg im Zusammenhang mit Kriegsneurosen (einem diagnostischen Vorläufer der heute klassifizierten Posttraumatischen Belastungsstörung) zuteil wurde, eigentlich kein wirkliches Interesse an der Psychoanalyse zugrunde liege, seien bei diesem Störungsbild doch die äußeren Faktoren so stark, dass innerpsychische Prozesse zweitrangig erscheinen.

Es wäre nicht falsch, dem Sammelband die Gegendiagnose zu stellen, dass es sich hier um eine Fixierung auf die gesellschaftlichen Verhältnisse handelt, die dadurch die einzelnen Erkrankten vernachlässigt. Die oben erwähnte Widersprüchlichkeit ergibt sich aus der spezifischen Bewertung der gesellschaftlichen Verhältnisse. Es sollen nicht – wie in der Alten Psychiatriekritik häufig getan – die Betroffenen zum revolutionären Subjekt schlechthin erklärt, und damit ihr Leidensdruck vernachlässigt werden. Um dem zu entgehen, wird in postmoderner Manier bereits in der Einleitung in Frage gestellt, ob es *die* Betroffenen überhaupt gibt. Was auf den ersten Blick wie ein Einlassen auf den je Einzelnen erscheint, bringt letztlich neben dem Leidensdruck das ganze Subjekt zum verschwinden. Wie weit diesem Ansatz gefolgt werden soll, ist dann der große Streitpunkt, der nicht ausgetragen wird. Eine Parteinahme für das einzelne Subjekt als Gegenstück zum mainstreampsychologischen Funktionalitätskonzept ist zwar ein Anspruch, den das Buch sich stellt, den es aber nicht erfüllen kann.

Der Unwille zur Spekulation und die damit verbundene Absenz von Theoriebildung machen aus vielen Beiträgen des Buches eine scheinkritische Verdopplung aktueller deskriptiver Wissenschaftsarbeit. So kommt der Sammelband in seiner Gesamtheit kaum anders daher als ein lieblos zusammengestellter akademischer Tagungsband, der keinem zu nahe treten und es sich mit niemanden – außer der sich allzu oft bloß als Scheingegner erweisenden Mainstreampsychologie/-psychiatrie – verscherzen will.



C. Schmechel, F. Dion, K. Dudek & M. Roßmöller (Hrsg.) (2015). *Gegendiagnose. Beiträge zur radikalen Kritik an Psychiatrie und Psychologie.* Münster: edition assemblage.

Elisabeth Übelmann ist Klinische und Gesundheitspsychologin und arbeitet im psychosozialen Bereich.

Masochismus und Befreiung

Die Verwirrungen des jungen George-Arthur Goldschmidt.[1] Von *Renate Göllner*.

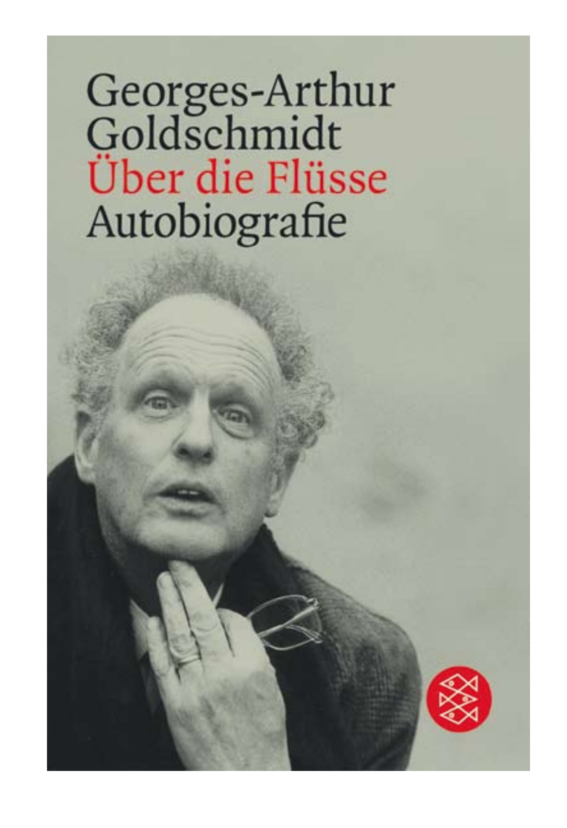
Im Frühjahr 1938 wurde ein zehnjähriger Knabe gemeinsam mit seinen Bruder am Hamburger Hauptbahnhof in einen Zug gesetzt und nach Florenz gebracht. Noch weiß der Knabe nicht so genau, warum er ohne Eltern nach Italien fahren muss, wenngleich er auch ahnt, dass mit ihm etwas ‚nicht stimmt'. Seine jüdische Herkunft war ihm insofern rätselhaft, als das Judentum in der protestantischen, großbürgerlichen Familie überhaupt keine Rolle spielte. »Ich habe von meiner jüdischen Abstammung niemals etwas gewusst und verstand nicht, warum ich plötzlich ein Krimineller war und zum Tode verurteilt worden war«.[2]

Die Erfahrung des Knaben, fortgeschickt und verlassen zu werden, hat lebenslange Spuren in seinem Gedächtnis hinterlassen, sie steht am Beginn einer von Entsetzen und Bedrängnis geprägten Kindheit und Jugend.

Kindheit und Jugend sind denn auch wiederkehrende Themen in George Arthur Goldschmidts Texten, mit den bezeichnenden Titeln wie »Absonderung« (1991), »Die Aussetzung« (1996), oder »Die Befreiung« (2007), in welchen er in immer neuen Anläufen, einmal mehr in fiktiver, ein anderes Mal eher in autobiographischer Form festhält, was ihm zwischen seinem 10. und 18. Lebensjahr widerfuhr. Es gehe ihm nicht um bloße Erinnerung, betont er, »sondern um etwas, das man am liebsten wegschaffen möchte, das hat man in sich, weil man es mit den Hitlerverbrechern zu tun hatte«.[3] Mit diesem »Wegschaffen« begann Goldschmidt erst relativ spät, über vierzig Jahre sollte es dauern, bis er überhaupt darüber schreiben wollte und konnte. Zugleich entstehen seine luciden Arbeiten über Kafka und über Freud und die Sprache; Goldschmidt nimmt aber auch entschieden Stellung in der französischen Heidegger-Debatte.[4]

Als auch in Italien die Situation für Juden ständig bedrohlicher wurde, brachte eine Verwandte der Eltern, Noémie de Rothschild, die beiden Brüder in ein katholisches Kinderheim in den französischen Alpen der Haute-Savoie, wo Goldschmidt nur dank des Mutes und der Unerschrockenheit einiger weniger den deutschen Besatzern entkam. Zu ihnen zählte Marie-José Lucas, eine Gaullistin der ersten Stunde, »die den französischen Oppositionsgeist verkörperte und »für gewisse Internatsschüler ihr Leben zu riskierte, die ihr eigentlich nichts bedeuteten«.[5] Diese Zivilcourage war mit einem ausgeprägten Sadismus gepaart, den sie im Zuge ihrer Erziehungsmethoden hemmungslos auslebte. Auf den nackten Hintern, mit Birkenzweigen, die Goldschmidt zuvor in einem kleinen Wald selbst brechen musste, gingen die Hiebe nieder. Minutiös beschreibt er diese Züchtigungen, exakt geplante Rituale, die immer wieder an ihm vollzogen wurden. Hinzu kamen die ganz alltäglichen Schläge mit dem Eisenlineal auf die Fingerkuppen, die Schläge auf den Kopf und der Essensentzug. Ab dem Jahr 43 - 44, als die Deutschen in den Süden vorrücken, ist Goldschmidts Leben akut bedroht. Als Jude befindet er sich in ständiger Gefahr abgeholt und verschleppt zu werden. »Ich war schuld an meiner Unschuld, an diesem Tatbestand einer Schuld ohne Schuldhaftigkeit«.[6]

Doch hatte all diese nicht enden wollende Pein, für ihn, das jüdische, renitente Waisenkind in einem katholischen Kinderheim, eine unvermutete Kehrseite: Schmerz und Angst halfen ihm das Heimweh und die Sehnsucht nach der geliebten Mutter zu vergessen, von deren Tod er während der Internatszeit durch einen Brief vom Vater erfahren hatte. Die Schläge mit der Rute nahmen seine Gedanken auf eine Weise gefangen, so dass sie ihn komplett beherrschten und Trauer erst gar nicht aufkommen ließen. Ein fataler Kreislauf entsteht: Die Prügel hemmten seine Konzentration und Lernfähigkeit, er wird zu einem verstockten, von Zornanfällen heimgesuchten Jungen, Bettnässer überdies. Und zugleich boten die Züchtigungen eine Möglichkeit, Aufmerksamkeit zu erheischen, wurden zum Ersatz für die so sehr entbehrte Liebe, verdeckten die Verzweiflung. Durch die Schläge auf den nackten Körper erfuhr er aber auch die Verzückung erster erotischer Sensationen, die Umkehr des Schmerzes und der Scham in Wollust. Nicht nur Rousseaus »Bekenntnisse«, dessen triumphale Selbstentdeckungen eine Offenbarung für ihn sind, bestätigten ihm, dass Gewalt und Ungerechtigkeit in Wollust umschlagen können; auch Freud, der für Goldschmidt später so bedeutsam werden sollte, hat dieses Phänomen in seiner Schrift »Ein Kind wird geschlagen« beschrieben, als er die ursprünglichen infantilen Wünsche und Phantasien, die mit Strafe einhergehen können, offenlegte.



Selten ist so schonungslos offen ausgesprochen und beschrieben worden, wie Individuation aus einer Mischung von Erniedrigung, Ohnmacht und Züchtigung sich entwickelt, die zugleich unmittelbar mit sexueller Lust verbunden ist. Ichwerdung und Selbstfindung vollziehen sich buchstäblich am eigenen Leib. »Der Taumel, in dem ihn jenes Abenteuer des Körpers versetzt, beweist ihm durch die Hand des anderen seine Gegenwart und die eigene unersetzbare Einmaligkeit.«[7] Hierzu zählt auch die Erfahrung der homosexuelle Liebe, die im Internat fast unvermeidlich ist, sie hat mir, sagt Goldschmidt, »die Schönheit des Lebens damals bewahrt … und Schutz vor dem Heimweh und Gleichgewicht gebracht«.[8] In »Die Befreiung«, einer Schrift, die deutlich autobiographische Züge trägt, beschreibt er die sexuelle Begegnung mit einem Aufseher als eine Art homosexueller Initiation: »Lange nach dem Lichterlöschen in den Schlafsälen war dann der Aufseher zu ihm in den Karzer gekommen und hatte sich von ihm beehren lassen, und am zweiten und dritten Tag hatte der Jüngling empfangen, erfahren, wie es sich in sich anfühlt, er hatte ihn und also sich selbst in sich gehabt und war auf einmal verwandelt gewesen … Der Jüngling hatte Zeit gehabt, mit sich selber Bekanntschaft zu schließen; noch nie hatte er jede Faser seines Körpers derart empfunden … aber vor allem die Erleuchtung, der triumphale Frieden, der in ihm aufging, als habe er den Sinn der Schöpfung erfaßt, als fühle er die Weltheit in sich. … Er empfand keine Scham, denn er hatte niemandem geschadet, niemandem etwas angetan. Er war ein Wissender geworden.«[9]

Nicht allein die rückhaltlose Enthüllung, sondern auch die gleichsam natürlich anmutende Verkehrung von Ohnmacht und Scham in Befreiung, erstaunt. Ganz anders, nahezu konträr, ist die Darstellung von Selbstfindung und sexuellem Begehren in Musils Roman »Die Verwirrungen des Zögling Törless«.[10] 1906 erschienen, handelt diese Schrift ebenfalls von den seelischen »Verwirrungen« pubertierender Knaben und markiert einen Bruch mit der Tradition deutschsprachiger Literatur. Erstmals werden darin die autoritären Strukturen im sexuellen Verhalten eines Kollektivs in einer Militär-Oberrealschule in der Habsburgermonarchie bloßgelegt. Während in dem einen Fall aus der Sicht des Gezüchtigten berichtet wird, erzählt Musil aus der Perspektive des Voyeurs und Komplizen Törleß. Der Schriftsteller, der in dem Roman mit den militärischen Zuchtmethoden in einer Kadettenanstalt abrechnet, berichtet von einer Gruppe Jugendlicher, die ihren Mitschüler Basini wegen eines Diebstahls erpressen, indem sie ihn physisch und psychisch misshandeln und sich an ihm vergehen. Törleß, der Protagonist der Handlung, der sich an den Martern zwar nicht unmittelbar beteiligt, sie aber auch nicht verhindert, empfindet selbst im Nachhinein nur äußerste Verachtung für das Opfer, dessen körperlicher Anziehung auch er erlegen war: »Er mied untertags Basini. Konnte er es nicht vermeiden, so packte ihn fast immer eine Ernüchterung. Jede Bewegung Basinis erfüllte ihn mit Ekel, die ungewissen Schatten seiner Illusionen machten einer kalten, stumpfen Helle Platz, seine Seele schien zusammenzuschrumpfen, bis nichts mehr übrig blieb, als die Erinnerung an ein frühes Begehren, das ihn unsagbar und verständig und widerwärtig vorkam. Er stieß seinen Fuß gegen die Erde und krümmte seinen Leib zusammen, nur um sich dieser schmerzhaften Scham zu entwinden.«[11]

Abscheu und Scham vor seinem eigenen homosexuellen Verlangen: Basinis schmale helle Schultern, sein »liebliches Lächeln« und sein weibliches Gebaren wecken in Törleß die Erinnerung an frühkindliches Begehren, die als Gefahr wahrgenommen und mit aller Kraft abgewehrt werden muss. In der virilen Gemeinschaft einer Kadettenanstalt mit ihrem militärischen Drill und dem Zwang zur Normalität konnte sich homosexuelle Begierde nur im Kontext von Aggression und Gewalt entwickeln: Sexualität wird unter diesen Umständen zur sadistischen Veranstaltung und zu einem Herrschaftsinstrument.

Törleß agierte, wenngleich in der Rolle eines Komplizen, als Teil eines Kollektivs. Statt auszubrechen, seine Mitschüler daran zu hindern, weiterhin Basini zu foltern, indem er sie unverzüglich der Schulleitung anzeigte, entschied er sich, in der Gruppe zu verharren und wählte die Sicherheit. Ganz anders die Situation des jüdischen Jungen, der sich durch sein unangepasstes, rebellisches Verhalten gleichsam aus jeder möglichen Gemeinschaft herauskatapultiert hatte. Während im Falle Törleß die Identifikation mit dem Kollektiv die Individuation gefährdete, gelang es Goldschmidt durch seine homosexuelle Erfahrung sich in seiner Einmaligkeit zu entdecken, ein Prozess, der ihn schlagartig von intellektuellen Hemmnissen und Blockaden befreite. Seiner Entwicklung sind fortan keine Grenzen gesetzt.

Jean Améry hat in einem fiktiven »Gespräch über Leben und Ende des Herbert Törleß«[12] dessen weitere Entwicklung in Gedanken fortgesponnen. Törleß habe sich schon als Knabe konstituiert, heißt es da, »er nahm die Rolle eines Zerstörers der bürgerlichen Ordnung auf sich«.[13] Der erste Schritt, so die Deutung Amérys, war sein Antisemitismus, mit welchem er bereits sein sexuelles Begehren zu rechtfertigen suchte und jegliche Verantwortung von sich schob: Es scheint, so Améry, dass Törleß Basini »gewissermassen zum paradigmatischen … metaphysischen Juden gemacht« hat, indem er erklärte, Basini hätte ihn verführt, wie Mephisto den Faust, wie der Jude den Deutschen.«[14] Seine »schreckliche Indifferenz« machte ihn anfällig für den nazistischen Wahn, sein Weg als Mitläufer der Nationalsozialisten war gleichsam vorgezeichnet.

George-Arthur Goldschmidt, Jahrgang 1924, besuchte nach seiner Flucht aus Hamburg ein Internat in Savoyen und entging seiner Deportation nur dank der Hilfe von Bergbauern, die ihn in ihrem Hof versteckten. Nach seinem Abitur absolvierte er an der Pariser Sorbonne ein Deutschstudium und unterrichte an verschiedenen Gymnasien. Er lebt heute als Schriftsteller, Übersetzer und Essayist in Paris. Für sein Werk erhielt er zahlreiche Auszeichnungen.

---

[1] Auszug aus einem Essay, der im Juni 2016 in der Zeitschrift »sans phrase« erscheint.
[2] Paul Nizon: Im Zweistromland der Sprache. Zur Autobiographie »Über die Flüsse«. In: Text und Kritik, München 2009, S. 19.
[3] George-Arthur Goldschmidt: Im Dialog mit Hans-Jürgen Heinrichs. Schwarzfahrer des Lebens. Frankfurt am Main 2013, S. 121.
[4] Siehe: sans phrase Heft 6, ca ira - Verlag, Freiburg 2015
[5] George-Arthur Goldschmidt: Über die Flüsse. Autobiographie. Zürich 2001, S. 175.
[6] George-Arthur Goldschmidt: Die Faust im Mund. Eine Annäherung. Zürich 2008, S.16.
[7] George-Arthur Goldschmidt: Der Ausweg. Frankfurt 2014, S. 11.
[8] George-Arthur Goldschmidt: George-Arthur Goldschmidt im Dialog mit Hans-Jürgen Heinrichs. Schwarzfahrer des Lebens. Frankfurt am Main 2013, S. 107.
[9] George-Arthur Goldschmidt: Die Befreiung. Frankfurt am Main, S. 178. f.
[10] Robert Musil: Die Verwirrungen des Zögling Törleß. In: Gesammelt Werke 6. Hrsg. v. Adolf Frisé. Hamburg 1978.
[11] Ebd: S. 110.
[12] Jean Améry: Gespräch über Leben und Ende des Herbert Törleß. In: Jean Améry Werke Bd. 7. Aufsätze zur Politik und Zeitgeschichte. Hrsg. v. Stephan Steiner. Stuttgart 2005
[13] Ebd. S. 71.
[14] Ebd. S. 64.

Renate Göllner gab gemeinsam mit Ljiljana Radonic das Buch »Mit Freud. Gesellschaftskritik und Psychoanalyse« heraus und ist Redakteurin der Zeitschrift sans phrase.

Aus einer verlorenen Zeit

Paulette Gensler zum Werk Michel Houellebecqs (Teil 1).

Eine Werkschau im Angesicht des Autors zu verfassen, hat immer das Potenzial, wie eine versuchte Beerdigung inmitten seines Schaffens zu wirken. Aber genau ein Jahr nach der Veröffentlichung von »Soumission« erscheint nun der erste, 1.200 Seiten starke Band des Gesamtwerkes mit den Arbeiten von 1991 bis 2000. Ironischerweise wird man also dem Autor vielleicht gerade dadurch gerecht.

Michel Houellebecq ist einer der bekanntesten Autoren der Gegenwart und insbesondere des zeitgenössischen Frankreichs, die es ihm jedoch beide nicht wirklich danken. Selten kommt es vor, dass ein Staatspräsident sich explizit von dem schriftstellerischen Werk eines Bürgers der Republik distanziert. Aber Houellebecq gilt in so weiten Teilen als Rassist, Sexist oder gar Reaktionär und Faschist, dass man kaum noch Zitate aus dem Feuilleton anzubringen braucht, um diesen »Zeitgeist« zu belegen. Nachdem die Anfeindungen im Zuge des Erfolgs seines zweiten Romans »Elementarteilchen« 1998 ein unerträgliches Ausmaß erreichten, zog er für mehrere Jahre nach Irland. Dass ihn seine Flucht in die umgekehrte Richtung von Beckett und Joyce führte, ist vielleicht mehr als nur eine biographische Anekdote.

Hanna Engelmeiers und Pierre-Héli Monots gemeinsamer – und im Feuilleton recht einsamer – Versuch, der allgemeinen Betrachtung Houellebecqs im Merkur etwas entgegenzusetzen, liest sich u.a. folgendermaßen: »Die Auseinandersetzung wird beinahe vollständig inhaltistisch(!) geführt.«[1] Dies stimmt zwar grob in der Sache, aber weder in der Zeit noch in der Konsequenz, denn solche Kritikform verfolgt Houellebecqs Schaffen seit Beginn und nicht erst seit »Unterwerfung«. Neu ist in erster Linie, dass sich auf grausame Weise einiges bewahrheitet hat, das er in seinen Werken antizipierte bzw. kritisierte. Sich in eben solch einem Moment komplett von der Inhaltsebene abzuwenden, ist nur ein Manöver um den Wahrheitsgehalt eben nicht mehr wahrnehmen zu müssen, wobei die Trennung von Form und Inhalt selbst schon verdächtig ist. »Houellebecqs politisches Sensorium funktioniert, aber die Poesie ist kaputt«, heißt es weiter.[2] Inwiefern Feuilletonisten, die etwas für »inhaltistisch« halten, nun jemand anderem »sprachliche Verschlampung« vorwerfen sollten, sei hier mal dahingestellt. Anstatt sich abstrakt gegen den Inhalt zu werfen, gilt es, eine konkrete Bestimmung der Inhaltsbetrachtung – als didaktisch, politisch oder ähnliches – zu liefern und somit die Frage zu stellen, *warum* gemeinhin auf diese bestimmten inhaltlichen Punkte fokussiert wird und weite, sowie durchaus zentrale Teile des Inhalts, eben nicht wahrgenommen werden. Dies sind gerade jene, die mit der Form verquickt sind. Die Stärke Houellebecqs ist es in erster Linie, sich sowohl dem »Nouveau Roman«, als auch der engagierten Literatur zu versagen, indem er gleichzeitig dem Roman als einer Erzählung *von etwas* treu bleibt und gleichzeitig dessen Verantwortung *für etwas* ablehnt.

Dass der Vorwurf der »Ausstellung der eigenen poetischen Verarmung«, welche angeblich »bereits 2010 in *Karte und Gebiet*«[3] begonnen habe, schlichtweg absurd ist, kann man deutlich an dem gewählten Beispiel der Merkur-Autoren zeigen. Sie stoßen sich vor allem an der Formulierung »politisiert wie ein Handtuch« und fragen, »warum nicht: wie ein Toastbrot?«[4] Es ist deutliches Symptom der heutigen Zeit, in der nahezu alles über Assoziationsketten gedeutet wird, dass im entscheidenden und treffenden Moment darauf verzichtet wird. Die in der Formulierung zum Tragen kommende Überschneidung von erlebter Wahrnehmung, Bewusstseinsstrom und inneren Monolog konnte man in sehr viel krasserer Ausführung bei James Joyce erleben. Um das Beispiel kurz durchzuexerzieren: Der Protagonist schwankt in der betreffenden Szene zwischen der Erwartung auf ein politisches Fernsehduell und im selben Moment auf eines der zahlreich verzehrten Tiefkühlgerichte – in diesem Fall ein Indisches. Die Wahl des »Handtuchs« als Signifikanten schlägt sich nicht auf dessen Seite, sondern entlarvt ihn vielmehr als leeren bzw. gebrochenen. Deshalb können wir durch ihn hindurch die Gedankengänge und Blickrichtungen des Protagonisten nachkonstruieren – der kultivierte Protagonist weiß sowohl, dass ein Toastbrot keine adäquate Beilage für ein indisches Essen ist, als auch, dass man sich vor dem Essen, respektive Kochen, die Hände wäscht und sie im Idealfall abtrocknet. So trivial diese Deutung erscheinen mag, so großartig ist die sich in dieser stimmigen Banalität ausdrückende Kunstfertigkeit des Autors. Auf der Suche nach irgendeinem stimmigen Äquivalent wählt der Erzähler in seiner temporären Begriffslosigkeit schlichtweg das Nächstliegende. Dass das Handtuch im Französischen – la *serviette* de toilette – darüber hinaus eine historische Bedeutung als »kleine Dienerin« trägt, die er somit implizit den »echten« Männern, welche sich für Politik und Krieg interessierten, gegenüberstellt, zeugt ferner von einer Komposition, die sich bis ins Etymologische vollzieht. Die assoziative Willkürlichkeit drückt die verstümmelte Individualität des Künstlers aus, welche sich nicht dem »Tod des Autors« auszuliefern gedenkt. Houellebecq wäre vielmehr als »starker« Autor zu betrachten, der sich sehr weit in seine Werke vorwagt, ohne sich indes an diese zu verlieren. Vor allem die permanente Umstrukturierung des nahezu immer gleichen stofflichen Gehalts beweist die Fähigkeit des Autors zur unverkühlten Distanz. Zusätzlich zur inneren Komposition gilt es bei Houellebecq, das Arrangement der Werke untereinander zu betrachten, die zwar kein geschlossenes, aber ein fragmentarisches Ganzes bilden, das immer auf den individuellen Autor verweist und in sich Reibungen erzeugt.

Der angebliche Prozess der poetischen Verarmung ist vielmehr ins Gegenteil zu wenden, da sich die Romane, wenn auch oszillierend, einer zunehmenden Reife annähern, die sich in dem Debüt »Ausweitung der Kampfzone« nur sehr bedingt andeutete. Der penetrante Pamphletcharakter des Erstlingswerkes, das den Leser fortwährend direkt adressiert, ist fast schon pubertär und steht technisch in einem scharfen Gegensatz zu den folgenden Werken, die es wesentlich geschickter vermögen, die Gattungen der Künstler-, Bildungs-, Thesen- oder Reflexionsromane derart zu übersteigern, dass sie der Persiflage überantwortet werden. Gleichzeitig kann man Adam Gopnik nicht gänzlich widersprechen, der im *New Yorker* schrieb: »He is not a particularly graceful stylist (..) nor are his choices and phrases of a kind that make other writers envious.«[5] Jedoch gilt dies vor allem für seine Poesie, welche eher dem Frühwerk zuzuordnen ist und in der die wenigen wirklich gelungenen Gedichte als Glückstreffer anzusehen sind. Man kann den Protagonisten der »Möglichkeit einer Insel« durchaus ernst nehmen, der nach eigener Aussage, »mit Ausnahme von Baudelaire praktisch nie Gedichte gelesen« habe, denn allzu deutlich zeigen sich die lyrischen Eigenproduktionen des Autors als schlechte Imitationen der *Fleurs du Mal* – wobei man auch anmerken muss, dass die Lyrik Baudelaires beispielsweise durch Stefan George in einer sehr viel besseren und kunstvolleren Übersetzung vorliegen als jene Houellebecqs. Indem Letztere die traditionellen Reimschemata verschleiert, suggeriert sie eine Aura von Modernität, die den Gedichten schlichtweg nicht eigen ist. Vielmehr verstärkt sich dadurch noch die aufdringliche Unmittelbarkeit, welche oftmals ins Pathetische bzw. fast Weinerliche abdriftet. Somit wird das Leid ästhetisch erhöht, ohne wirklich ausgedrückt zu werden. Der Dichter wird hier beherrscht von der Sprache und dem Leid gleichermaßen. Nahezu jedes einzelne Stück ist ein ästhetischer Suizid zum Zwecke einer Rebellion gegen die Gesellschaft, letztlich sentimentale Donquichotterie. Das unterscheidet ihn von Baudelaires geglückter lyrischer Gratwanderung, die er unreflektiert nachahmt und ihm zum Kitsch gerinnt.

Seine Lyrik scheint jedoch wie von selbst zur Prosa zu drängen, was sich nicht zuletzt dadurch zeigt, dass die in der Prosa platzierten Gedichte einen gänzlich anderen Charakter haben bzw. ihrem Charakter gerecht werden. In Form der Prosa gelingt ihm, was ihm in der Lyrik misslingt: *Wirkung durch die sprachlichen Konventionen hindurch bzw. unter ihnen hindurch.*

»Will Houellebecq nicht anders, oder kann er nicht?«, fragte Gregor Dotzauer im Tagesspiegel anlässlich des angeblichen »literarischen Graubrot(s)«;[6] will oder kann dabei jedoch nicht einsehen, dass der Unterschied zwischen beidem eventuell gar nicht existiert. Noch deutlicher offenbarte Martin Ebel im Schweizer Tages-Anzeiger die Referenz seiner Kritik und erwartet vom Schriftsteller, »mit schönen oder scharfen Sätzen die Wirklichkeit packen zu können.«[7] Es verlangt ihn somit nach einer objektiven Wahrheit, die kein Mal des Subjektiven trage, sowie nach einem auktorialen, allzeit (über)bewussten Erzähler, den man getrost in seiner Literaturbesprechung zitieren kann. Die houellebecqsche Erzählsituation – ob nun als *persona/Reflektor* oder als *Ich*-Erzähler – kann und will dies gar nicht leisten. Die Kritik, dass er »paraphrasiert und copypasted«, verläuft sich schnell, wenn man bedenkt, dass die Hauptprotagonisten, denen die Perspektive immer verhaftet bleibt, ihre verkündeten Informationen oft einfach aus irgendeinem »Artikel« bezogen haben. Ihre streckenweise und bewusst arrangierte Halbbildung kann man nun kaum besser umsetzen, als durch Wikipedia-Plagiate. »Beides zusammen gabs allerdings noch nie, schon gar nicht in Prosa; und es funktioniert auch nicht(:) Überpräzise und nichtssagende Sätze«[8], poltert Ebel weiter und jeder Satz drückt seinen Frust darüber aus, dass es eben doch funktioniert, er es aber nicht versteht, weil er nicht fassen kann, dass jemand zwischen Denken und Wahrnehmen schwankt. Gewonnen wäre schon etwas, wenn Kritiker das Scheitern der Sprache versuchsweise nachvollziehen, statt nur registrieren würden. Dem Autor ist hoch anzurechnen, dass er es vermag, durch seinen Stil vom Gehalt seiner Werke abzulenken. Die Ohnmacht gegenüber den formellen Konventionen des Romans ist Ausdruck jener Ohnmacht gegenüber den realen Verhältnissen, und sie zeigen sich auf zweierlei Weise, indem Houellebecq sowohl der Rebellion gegen die formellen Konventionen entsagt, die immer dazu tendiert, eine Freiheit zu behaupten, die keineswegs existiert und nur durch Leugnung von Notwendigkeiten scheinbar zustande kommt, als auch der Erfüllung der Konvention, welche eine versöhnte Wirklichkeit vorgaukelt. Wie kaum ein Zweiter zeigt er somit schon in der Form, was Adorno einmal sehr treffend formulierte: »La recherche du temps perdu est du temps perdu.« Zu Deutsch: Die Suche nach der verlorenen Zeit ist aus einer verlorenen Zeit.

---

[1] *http://www.merkur-zeitschrift.de/2015/01/der-sensor-blinkt-aber-die-poesie-ist-kaputt-michel-houellebecqs-roman-unterwerfung/*
[2] Ebd.
[3] Ebd.
[4] *http://www.merkur-zeitschrift.de/2015/01/der-sensor-blinkt-aber-die-poesie-ist-kaputt-michel-houellebecqs-roman-unterwerfung/*
[5] *http://www.newyorker.com/magazine/2015/01/26/next-thing*
[6] *http://www.tagesspiegel.de/kultur/michel-houellebecq-der-welt-bin-ich-nun-ueberdruessig/3942054.html*
[7] *http://mediaassist.ch/BeispieleChile/ChindTaKultur.pdf*
[8] Ebd.

Paulette Gensler lebt in Berlin und schreibt unter anderem für die Jungle World sowie Bahamas.

Die schmale Linie zwischen Chaos und Kosmos

Philip Hautmann hat zwei neue Bücher geschrieben. *Tanja Brandmayr* erzählt er über die Abbildung der Realität und die Mittel einer kontrollierten Aleatorik – soll auch heißen: über Chaos, Zufall und ein ebenso intensives wie rätselhaftes Leuchten.

Nach seinem vielgelobten Roman »Yorick – Ein Mensch in Schwierigkeiten« hat Philip Hautmann die Romanform weitgehend hinter sich gelassen und die sprechenden Titel seiner neuen Bücher auch in relativ unkategorisierbare textliche Formen gegossen: Sowohl »Der uninterpretierbare Traum« als auch »Das Buch vom seltsamen und unproduktiven Denken« stellen Überlegungen, Bewusstseins- und Sprechströme an, die frei flottieren – zwischen Kosmos und Chaos.

»Der uninterpretierbare Traum« ist die Geschichte von Rompf. Diese bewegt sich, so schreibst du eingangs: »[…] entlang jener Linie, diesseits derer der Kosmos und jenseits derer das Chaos liegt. Das Wichtigste, das es zu verstehen gibt, ist, dass der Geist zunächst dem Raum selbst gleicht, das Ego hingegen einer Krümmung, einer Schwerkraft, unter deren Wirkung alle Ausformungen des Geistes abgelenkt und nach innen gezogen werden, hin in das endliche Zentrum unseres pathologischen Verhaltens […]«. Du stellst also diese größtmöglichen Gegensätze her – Kosmos, Chaos. Außerdem legst du als weiteren Gegensatz Geist und menschliches Ego an.

Nachdem mein erster Roman »Yorick« inhaltlich ziemlich umfangreich war, obwohl ich vorher nie Literatur geschrieben habe, bin ich nachher vor dem großen Problem gestanden, was ich als nächstes mache. Dann sind mir diese zwei Sätze im Traum erschienen: Ich möchte die Geschichte von Watt erzählen. Die Geschichte von Watt bewegt sich entlang jener Linie, diesseits derer der Kosmos, und jenseits derer das Chaos liegt – ich habe im Traum Becketts »Watt« gelesen, der in Wirklichkeit anders anfängt. Da habe ich gewusst: Mit diesen beiden Sätzen, immerhin, soll der Nachfolgeroman anfangen.

Man kann sagen, die Linie zwischen Chaos und Kosmos ist die Bewegung der frei flottierenden Kreativität. Archaisches Auftauchen von Ideen oder Impulsen aus einem dunklen Grund, die dann die Grundlage für eine Architektonik bilden. Die, wenn die Bewegung sehr kreativ ist, in sich wandelbar ist und sich selbst transformiert. Man kann auch sagen, das ist die grundlegende Bewegung alles Schöpferischen in der Welt, evolutionär gesehen als auch kosmologisch. In der Nachzeichnung eines solchen kreativen Prozesses erscheint auch die Nachzeichnung der großen Prozesse in der Welt möglich.

Zweitens habe ich dann festgelegt, dass die Figur nicht Watt sondern Rompf heißen wird, eine Anlehnung an den Namen Roman. Im weiteren Nachdenken dann eben der Satz mit dem Gegensatz zwischen Geist und Ego. In »Yorick« war ja zentrales Thema die Gefängnishaftigkeit der menschlichen Subjektivität, das tragikomische Kreisen der Menschen um sich selbst und um das, was man Ego nennt. Eine Abrechnung also mit der menschlichen Unvollkommenheit. Es ist eines meiner zentralen Themen, wie sich menschliche Unvollkommenheit beseitigen lässt. Das ist mein zentrales ethisches, philosophisches Thema. Das Thema des Romans ist die Überwindung des Egos durch die Hinwendung zur Moral, die Zuwendung zum Mitmenschen, zum Kosmos.

Bei einer Lesung zuletzt hast du von Energie und Entropie gesprochen. Entlang dieser Linie lässt du sämtliche Erkenntnis- und Erfahrungssysteme aufeinander treffen – Kunst, Wissenschaft, Intellekt, Innen, Außen, lichte Höhe, Abgrund. Was passiert nun, auch hinsichtlich dessen, dass sich am Ende die Anfangssätze wiederholen, um hinzuzufügen: »All das Leben eine Traum, uninterpretierbar«. Mir kommt vor, der Text erzählt quasi von einer einzigen Krümmung und Ablenkung nach innen – in ein gleichsam traumhaftes System?

Ich habe festgelegt, der letzte Satz soll »All das Leben ein Traum, uninterpretierbar« lauten. Über diese Grundelemente habe ich mir eingebildet, dass ich sozusagen ein Koordinatensystem habe, über das sich ein Raum aufspannen lässt, in dem Dinge passieren, ein Universum letztendlich. Über den Traum erweitern sich die Möglichkeiten, die Realität darzustellen. Umgekehrt lässt sich dann der phantasmatische, magische, mystische, hintergründige Charakter der Realität widerspiegeln. Ja, es ist mir darum gegangen, das Buch als ein grundsätzliches System zu errichten. Das Schreiben und die Abbildung der Realität über das Mittel einer kontrollierten Aleatorik.

Ich möchte Rimbaud heranziehen, den du zuletzt bei einer deiner Lesungen sinngemäß zitiert hast, nämlich dass der Dichter ein Seher sein soll. Dies ist damit wahrscheinlich auch eine Frage nach dem metaphysischen Künstler. Oder nach dem Zusammenhang zwischen Kunst, Geist, Metaphysik und Transzendenz.

Rimbaud hat die Losung ausgegeben, der Dichter solle »Seher« sein, ja. Man kann sagen, oder ich stelle mir das so vor, einer der tief ins Universum schaut, um neue Objekte zu entdecken, beziehungsweise um neue, tiefere Einblicke zu erhalten, wie das Universum funktioniert. Das ist also eine metaphysische Bewegung, die es ja in der Dichtung immer gegeben hat. Baudelaire hat sich so ausgedrückt, man müsse versuchen, auf den Grund des Unendlichen zu blicken und neue Formen heraufschleudern. Paul Claudel, bei dem ich das gelesen habe, hat dagegen opponiert, ich glaube, seine Position war, Dichtung habe den Alltag und die Menschenwelt darzustellen. Claudel war Katholik, sein Grundthema war, als Genie, ein ethisches: der Mensch, der sich der guten Sache opfert. Indem er Katholik war, war für Claudel sozusagen der metaphysische Rahmen klar. Ein »gottloser« Metaphysiker will jedoch in einer anarchischen Bewegung in die Dinge eindringen, um ihren Wert zu ermitteln, und um ihnen Glanz zu verleihen. Rimbaud war, wie Kafka oder Beckett, einer, bei dem man das Gefühl hat, er arbeitet an der letzten Schicht, direkt am Geheimnis der Dinge. Über diese Bewegung des metaphysischen Sehens will man hinter das Geheimnis der Dinge kommen. Ergebnis ist dann eine Dichtung, die ebenso intensiv wie rätselhaft leuchtet.

»Das Buch vom seltsamen und unproduktiven Denken« handelt auch vom Genie. Um nicht zu sagen, die zentrale Auseinandersetzung ist eine mit dem Genius und seinem »seltsam unproduktiven« und natürlich auch produktiven Denken. Du beschreibst das Außergewöhnliche sozusagen fast in Geiselhaft der Durchschnittlichkeit. Mir scheint außerdem, auch Genies sind nicht unbedingt frei von der »Krümmung des Egos«, das den Geist psychopathologisch nach innen zieht. Aber hier die Frage: Wenn Intelligenz und Genie nun innere Kategorien einer persönlichen Veranlagung darstellen – welche Rolle spielen deiner Meinung nach Glück und Zufall, also Kategorien der äußeren Welt, für eine Verwirklichung des Geistes?

Wie gesagt, scheint mir das zentrale Thema meiner Bücher zu sein, wie sich menschliche Unvollkommenheit überwinden lässt. Da landet man schließlich beim Genie, beim Heiligen (dem ethischen Genie), dem Buddha, dem Übermenschen als Gipfelpunkt der menschlichen Existenz, beziehungsweise Kategorien, die über das Menschliche tatsächlich hinausgehen. Große Geister und Künstler mögen ein großes Ego haben und manch Erleuchteter vom Erleuchtungsdünkel erfüllt. Ich finde so was, bestenfalls, schade. Daher beschäftige ich mich mit dem, was ich (einstweilen) transzendentes Genie nenne, das den Gipfelpunkt der Intelligenz, der Kreativität und der Gewissenhaftigkeit und des Anti-Egozentrismus darstellt.

Große Genies hatten meistens dort, wo das Ego sitzt, eine Art Leerstelle, man denke an Einstein. Wittgenstein als das andere exemplarische Genie des 20. Jahrhunderts hat das Ego aktiv bekämpft. Wenn man Wittgenstein, Beckett oder van Gogh betrachtet, so ist die Art, wie sie ihr Leben gelebt haben und wie sie sich verhalten haben, ebenso bedeutsam wie ihr Werk. Es hat sich bei ihnen um Heilige gehandelt. Eine Frau, die Kafka gekannt hat, hat gesagt, dieser scheinbar hochneurotische und schlecht funktionierende Mensch sei der einzige Mensch gewesen, der so gedacht hat, wie ein Mensch eigentlich denken soll und so empfunden hat, wie ein Mensch eigentlich empfinden soll. Die eben genannten waren so ungewöhnlich, als Geister wie als Menschen, dass sie mit der Menschheit eigentlich kaum mehr was zu tun haben. Große Geister oder »immanente« Genies stehen meistens in einem Widerspruch zur Gesellschaft, arbeiten dabei an den Widersprüchen der Gesellschaft und versuchen sie zu beseitigen. Transzendente Typen stehen eher in einem Widerspruch zur Menschheit insgesamt.

Auf die Frage, inwieweit äußere Umstände eine große Rolle für die Verwirklichung des Genies spielen, kann man wohl sagen, dass ein Genie eine so hohe Intensität hat, dass sie sich früher oder später im Leben ihre Bahn bricht und sich in einem Werk oder sonst einem exemplarischen Ausdruck verwirklicht. Ein Genie ist jemand, der Werte schaffen will, der über sich hinaus schaffen will, und das auch tut. Was oftmals mit einem irregulären Lebensweg oder der Notwendigkeit einer längeren Reifezeit einher geht, da ein komplexer Verstand nicht institutionalisierbar ist und letztendlich auch nicht institutionalisiert sein will. Unabhängig davon gibt es Genies, die kaum bekannt sind, entweder weil das, was sie gemacht haben, für den überwiegenden Großteil der Menschen tatsächlich unverständlich ist, oder sie zu abgründig und zu deviant waren. Wer kennt schon Giacinto Scelsi oder Galina Ustwolskaja, Thomas Traherne oder Fariduddin Attar? Oder weiß, dass die Frage nach dem Sinn des Lebens von dem allgemein geschmähten Otto Weininger beantwortet wurde?

Mehr Informationen zu den Neuerscheinungen: *philiphautmann.at*

Tanja Brandmayr ist freie Autorin, Kunst- und Kulturschaffende:
brandjung.at, diereferentin.at

Feminismus, Semiotik, Anti-Kunst, Befreiung

Der 4. Teil der Reihe »Mythos Kunst« von *Armin Medosch* führt in die 60er/70er Jahre.

Im Mai 1968 explodierte der Unmut einer Generation in den Straßen von Paris, Student_innen und Arbeiter_innen demonstrierten, Barrikaden wurden errichtet und Poster gedruckt. Einer der populärsten Slogans lautete: Alle Macht der Fantasie! Anders als bei früheren Revolutionen ging es der 68er-Generation nicht primär darum, die Macht im Staat an sich zu reißen, sondern auf möglichst direkte Art und Weise das Leben selbst zu verändern: Es ging um Liebe, neue Formen des Zusammenlebens, die Befreiung von überholten Normen eines von grauen Technokraten geschaffenen Systems. Diese Eruption ereignete sich nicht nur in Paris, sondern etwas zeitverschoben auch in Berlin, Prag, Belgrad, Mexico City, London, Berkeley. Den Anlass für 68 gaben vielerorts Demonstrationen gegen den Vietnam-Krieg und die besondere Art der Kriegsführung: mit High-Tech, Napalm, Pflanzengift und Bomben gegen ein armes Land im Süden. Der Anlass Vietnam war jedoch nur ein Aspekt einer tieferen tektonischen Krise der technologischen Massengesellschaft. Der Preis für den Fortschritt der Zivilisation war die Unterdrückung des Eros gewesen, schrieb Herbert Marcuse, Vordenker der 68er-Generation. Die Revolution der technischen Produktionsmittel – die Fließbandproduktion von Konsumgütern, chemische Produkte auf der Basis von Öl, Atomkraft und neue elektronische Kommunikationsmittel wie das Fernsehen und Satelliten – traf auf konservative gesellschaftliche Strukturen: die Rolle der Frau als Hausfrau und Mutter gesellschaftlich zementiert durch Kirche und Alleinverdienergehalt für den Mann; alte Nazis an den Schaltstellen in Deutschland und Österreich; Rassendiskriminierung in den USA; stalinistische Kommunisten nicht nur im Ostblock, sondern auch in Frankreich und Italien dominierten die Gewerkschaften, die mehr am Erhalt der eigenen Macht orientiert waren als an der Weltrevolution. Die Eliten hatten geglaubt, dass mit dem wachsenden materiellen Wohlstand die politische und persönliche Unfreiheit in der genormten Massengesellschaft einfach hingenommen werden würde.

68 als Revolution gegen eine kybernetische Kontrollgesellschaft fand adäquaten Ausdruck in der Kunst. Das Jahr 1968 bildete eine Art Wasserscheide: In den sozialen Bewegungen ebenso wie in der Kunst hatten viele Trends früher eingesetzt, mit den Revolten von 68 kam jedoch mit einem Schlag alles an die Oberfläche. Danach sollten die Uhren für immer anders ticken. Von Bauhaus, Konstruktivismus und Konkreter Kunst inspirierte Neo-Avantgarden wie die Neuen Tendenzen hatten Mitte der 1960er Jahre die großen Festivals und Biennalen in Europa dominiert (siehe Mythos Kunst Teil 3). Um 1966 jedoch begann eine Trendwende. In Italien verkündete Germano Celant die Arte Povera; in den USA wurden Happenings und Aktionen immer populärer; in New York und London wurde eine analytische, von Ludwig Wittgensteins Sprachphilosophie inspirierte Konzeptkunst entwickelt. Das Tafelbild und die traditionelle Skulptur hatten ausgedient, die Kunst verließ die Galerie, ging auf die Straße (Happening) und in die Landschaft (Land Art), bezog sich auf den Körper (Body Art) und verwendete neue Medien (Fotografie, Video). Eine besonders vitale Konzeptkunstszene entwickelte sich im ehemaligen Jugoslawien, mit Gruppen wie der slowenischen Künstlergruppe OHO, und rund um die studentischen Kulturzentren, die das Regime eingerichtet hatte, um der Studentenszene ein Ventil zu bieten.

Die »Neuen Künstlerischen Praktiken« - wie ein vor allem in Jugoslawien gebrauchter Sammelbegriff lautete - arbeiteten mit der Alltagswelt als Material und thematisierten all das, was von der modernen Industriegesellschaft unterdrückt, beiseite geschoben, liegen gelassen wurde. Bei aller Verschiedenheit der Trends und Entwicklungen gab es jedoch auch wichtige Gemeinsamkeiten. Den neuen Bewegungen war eine ausgeprägte Skepsis gegenüber dem dominanten Narrativ der Moderne zu eigen und ihre Praxis dekonstruierte die bedeutungsstiftenden Elemente der modernen Kunst. Der ungarische Kritiker Laszlo Beke nannte das eine »metasprachliche Kritik« der Kunst. Das bedeutete, dass die Künstlerinnen und Künstler jene Aspekte der Kunst zu hinterfragen begannen, welche die Kunst erst als Kunst erkennbar werden ließen. Damit setzten sie einerseits Tendenzen der historischen Avantgarden und Neo-Avantgarden fort, insbesondere die Befreiung der Kunst aus dem Rahmen der traditionellen Medien Malerei und Skulptur, radikalisierten diesen Schritt aber in zuvor kaum gekannter Weise, indem sie das Spielfeld der Fragestellung verlagerten. Die Befreiung vom Medium mündete in eine postmediale Kunst, für die alles zum Medium werden konnte, ob Landschaft, Körper, Luft oder Küchenutensilien (siehe Martha Rosler weiter unten in diesem Artikel); dieser Schritt war eng gekoppelt an eine Form der Kunsttätigkeit, welche die Produktion von Kunst als praktizierende Kunsttheorie auffasste. In dieser Hinsicht waren die neuen künstlerischen Praktiken Vorläufer der heutigen, zeitgenössischen Kunst. Deshalb schreibt der einflussreiche englische Kunstphilosoph Peter Osborne, zeitgenössische Kunst sei postkonzeptuelle Kunst. Dabei ist diese postkonzeptuelle Kunst nicht als zeitliche Abfolge von der Konzeptkunst zur zeitgenössischen Kunst zu sehen, sondern beruht auf dem Umstand, dass jeder zeitgenössischen Praxis Selbstkritik und Selbstbefragung der Kunst zugrunde liegen. Diese Haltung markiert nach wie vor den Status Quo und führt bei einfacheren Geistern zu Missverständnissen. So hört man in Österreich immer wieder, etwas sei nur als Kunst anerkannt, weil es den »Kunstschmäh« habe, ein insiderisches Wissen, das an sich bedeutungslosen Arbeiten – so wird unterstellt - die Aura der Kunst verleihe (obwohl sie es eigentlich nicht verdienten), was wiederum durch ein kartellhaftes und insiderisches Betriebssystem Kunst sanktioniert werde. Solche Ansicht sind irrig, denn ungeachtet dessen, dass das Betriebssystem Kunst tatsächlich kartellhaft und insiderisch ist, hat Kunst als soziales System die Fähigkeit zur Selbstregulation, was dazu führt, dass Scharlatene, die wirklich nur den »Schmäh« bemühen, relativ leicht ausgefiltert werden.

Anders, und vielleicht etwas positiver ausgedrückt, lässt sich sagen, dass die Konzept- und Postkonzeptkunst auf der Erkenntnis beruhten, dass die moderne Kunst einen Raum unendlicher Kreation über den Weg

der Selbstbefragung der Kunst eröffnete. Die Frage »Was ist Kunst«? Und die Anschlussfragen, die sich daraufhin eröffnen, wie »Wer ist ein/e Künstler/in?« oder »Was macht ein Kunstwerk zu einem Kunstwerk?« verbunden mit der unermüdlichen Suche nach immer neuen Materialien, nach menschlichen und nichtmenschlichen Mit-Schöpfer_innen, hat eine dynamische Kettenreaktion ausgelöst und Kunst zu einem globalen Phänomen gemacht, das seine euro- und androzentrischen Ursprünge immer mehr hinter sich gelassen hat. Diese kritischen künstlerischen Praktiken waren oft Seismografen gesellschaftlichen Wandels und Gegengewichte zur fremdbestimmten und entfremdenden Macht der technologischen Industriegesellschaft.

Am deutlichsten zeigte sich die antagonistische Beziehung zum gesellschaftlichen Mainstream in der neuen, von Frauen gemachten Kunst. Zu unterscheiden ist zwischen einer explizit feministischen Kunst, die sich mit der zweiten feministischen Bewegung zu solidarisieren suchte, und einer Kunst von Frauen, die sich vom Etikett Feminismus distanzierte (am bekanntesten das Beispiel der serbischen Performance-Künstlerin Marina Abramovic). Die Frauenbewegung der 68er-Bewegung nahm abgesehen von den allgemeinen patriarchalen Strukturen in der Gesellschaft vor allem den Sexismus und Machismus der eigenen studentischen Führer zum Ausgangspunkt. Die feministische Kunst dieser Zeit rebellierte gegen den Geniebegriff der Avantgarden, der männlich definiert war. Wie Griselda Pollock, eine der wichtigsten Theoretikerinnen dieser Phase hervorhob, gab es eine fruchtbare Wechselwirkung zwischen feministisch inspiriertem gesellschaftlichen Protest, formaler Innovation und der Verwendung neuer Medien. Pollock betonte, dass die feministische Kunst der späten 1960er-Jahre hochgradig innovative Medienkunst war, wobei als Medium alle möglichen Dinge dienen konnten, nicht nur, aber auch relativ neue Medien in der Kunst wie Fotografie und Video. Experimente mit Medien schienen den Künstlerinnen eine Freiheit zu geben, die sie im jahrhundertelang männlich determinierten Medium der Malerei nicht finden konnten. Die Arbeiten von Künstlerinnen mit Fotografie, Video und Film wie zum Beispiel Friederike Pezold und Valie Export in Österreich, Sanja Ivekovic in Kroatien, Hannah Rosler in den USA, Ulrike Rosenbach in Deutschland, sollten dabei nur bedingt als Videokunst im engeren Sinn gelesen werden. Die Künstlerinnen protestierten gegen die ihnen traditionell zugestandenen Rollen in der Kunst, ob als Muse, Objekt oder als vom Künstlerin-Sein ausgeschlossen bleibende. Zugleich ging es um Gender und Repräsentation im weiteren gesellschaftlichen Feld. Das Medium Video bot die Möglichkeit, intime und »gefährliche« performative Akte aufzuzeichnen. In *Video Girls and Video Songs for Navajo Sky: A Diary* (1973) benutzte Shigeku Kubota den nackten Körper eines jungen Mannes sowie einen toten Hammel, den sie über diesem ausweidete. Mit der Aktion protestierte sie gegen die machistischen Praktiken der österreichischen männlichen Aktionisten, die Frauen als passives Material in ihren Performances benutzt hatten. In *Genitalpanik* (1969-69) posierte Valie Export mit gespreizten Beinen und im Schnitt geöffneter Hose, so dass der Schambereich sichtbar war, eine Maschinenpistole in den Händen haltend. Die Arbeit thematisiert das Bild der Frau in den Medien, die traditionell passive Rolle als Objekt durch diese radikale, selbstbestimmte Geste umdrehend. Wie Reinhard Braun analysierte[1], geht es bei dieser und vielen anderen Arbeiten aus dieser Zeit um ein Dreiecksverhältnis zwischen Medium, Subjekt und Öffentlichkeit. Die Künstlerinnen erzwangen durch ihre Interventionen eine gesellschaftliche Neubestimmung der Repräsentation von Weiblichkeit. Andere Arbeiten von Export und Kolleginnen taten das auf weniger skandalisierende Art und Weise. In der Serie von Fotoarbeiten mit dem Titel *Körperkonfigurationen* (1972-1982) setzte Export den Körper in Beziehung zur Architektur und abstrakten, geometrischen Formen, wobei zugleich das Verhältnis architektonischer Formen als aus dem Körper abgeleitet sichtbar wird. Friederike Pezold setzte in der Videoarbeit *Das neue Dreieck* (1974) die weibliche Schamzone ins Monitorbild, diese auf ein Zeichen reduzierend und damit dem voyeuristischen Blick entziehend. Diese Arbeiten verweisen, wie auch die ihrer männlichen Kollegen wie zum Beispiel Vito Acconci oder des Österreichers Karl Neubacher auf eine Semiotisierung (Zeichenwerdung) der Körper.

Foto: CC

Video kam gelegen, weil es relativ billig war und es den Künstlerinnen ermöglichte, zugleich vor und hinter der Kamera zu stehen. Martha Roslers berühmte Arbeit *Semiotics of the Kitchen* (1973) brachte die feministische Kritik der Stellung der Frau mittels des Mediums Video auf den Punkt. In statischer Kameraeinstellung präsentiert sich Rosler in einer Küche und beginnt ein Alphabet aufzusagen, beginnend mit A wie Apron (Schürze). Ein Küchenutensil nach dem anderen aufgreifend und mit todernster Miene dessen Anwendung vorzeigend, endet Roslers Demonstration schließlich bei den mittels Messer und Gabel in die Luft geritzten Buchstaben X, Y und Z, wobei sie sich bei Y wie in einer Pose der Gekreuzigten zurück lehnt. Den Zusammenhang zwischen männlichem Geniekult und der unterstützenden Rolle der Frau, die mit den Arbeiten zur Erhaltung der Lebensfunktionen beschäftigt ist, und deshalb keine Zeit hat, selbst genial schöpferisch tätig zu werden, hat Mierle Laderman Ukeles 1969 mit dem »Maintenance Art Manifesto« auf den Punkt gebracht. Männlich bestimmt sei in der Gesellschaft die Entwicklung neuer Ideen, Formen, Disziplinen, weiblich die Erhaltung (engl.: maintenance) derselben, schrieb Ukeles. Und um diesen Punkt zu untermauern, bot sie Museen an »Maintenance Art Performances« auszuführen: Sie würde ins Museum kommen, dort wohnen, die Böden waschen, die Kunstwerke und Vitrinen abstauben, all das als Performance, als Akte der Kunst.

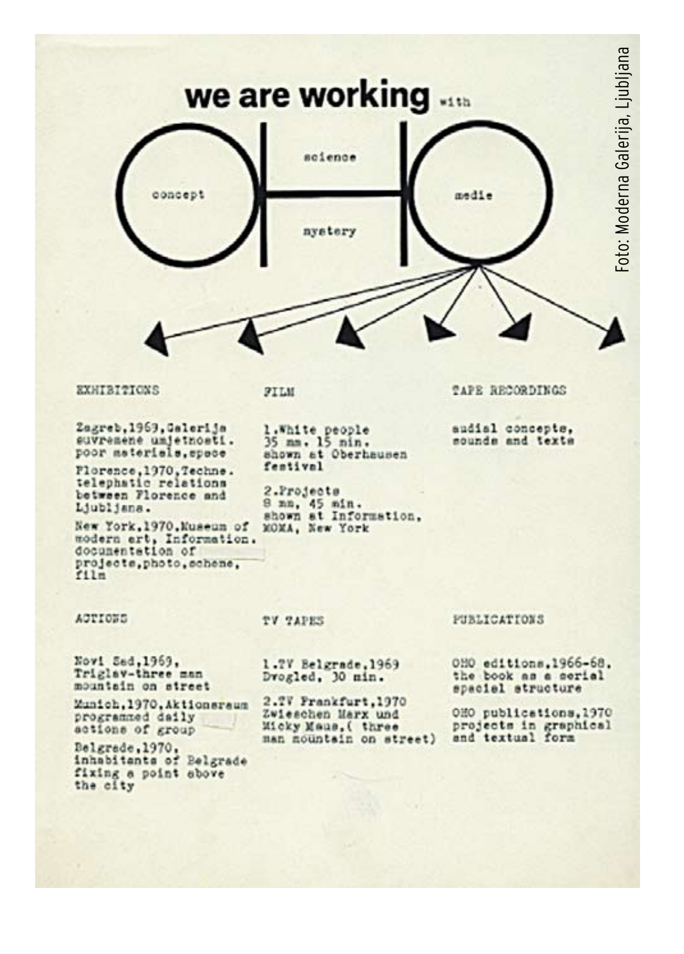


Foto: Moderna Galerija, Ljubljana

Viele dieser feministischen Künstlerinnen lehnten den Begriff der Avantgarde ab, da dieser zu sehr von der männlich dominierten historischen Avantgarde besetzt war, und auch von der Idee, dass ein utopischer Entwurf eines künstlerischen Subjekts, sei es ein Individuum oder eine Gruppe, den Weg in die Zukunft für die gesellschaftliche Mehrheit weisen würde. Ihre Arbeiten und Aktionen waren vielmehr wie künstlerische Guerilla-Angriffe aus unerwarteten Richtungen und mit unmittelbaren Konsequenzen im Hier und Heute. Auf lange Sicht hatten diese Künstlerinnen aber auf jeden Fall eine Vorreiterinnenrolle, indem sie einen gesellschaftlichen Wandel bezüglich der Stellung der Frau und des Verhältnisses zwischen Subjekt, Medien und Öffentlichkeit vorbereiten geholfen haben – ein Wandel, der allerdings im heutigen neoliberalen Klima von der Gefahr vielfacher Rückschritte bedroht ist.

Ähnliches lässt sich auch von den Aktivitäten männlicher Kollegen sagen, die sich ebenfalls von den Konzepten der Utopie und der Avantgarde, die für die unmittelbaren Vorläufer noch so wichtig gewesen waren, verabschiedet hatten. Als beispielhaft für viele sei hier die slowenische Gruppe OHO (1966 – 1971) genannt, die personelle Überschneidungen mit der größeren OHO-Bewegung (1966 – 1970) hatte. Diese Gruppe entwickelte sich aus anfänglichen Aktivitäten des Künstlers Marko Pogacnik und des Dichters Iztok Geister in der Stadt Kranj ab 1962. Nachdem Pogacnik von seinen Gymnasiallehrern auf Grund seiner künstlerischen Aktivitäten im sozialistischen Jugoslawien beinahe für verrückt erklärt und zwangspsychiatrisiert geworden wäre, übersiedelte er nach Ljubljana, studierte Kunst und fand Gleichgesinnte. Da sich in der Gesellschaft bestimmte dominante Denkmuster entwickelt hatten, räsonierte Pogacnik, konnte die Kunst nicht einfach Idealbilder erschaffen, sondern musste zu den Mitteln des Schocks greifen, um die Leute aus den eingefahrenen Bahnen zu reißen und sie für das Wunder des Lebens zu öffnen. Der Name OHO ist zusammengesetzt aus den slowenischen Worten für »oko« (Auge) und »uho« (Ohr). Nach der Veröffentlichung eines »Manifests für eine dritte Kunst« im Jahr 1966 durchschritt die OHO-Gruppe in rascher Folge die wichtigsten Stadien der gerade aktuellen Kunstströmungen, um am Ende einen ganz eigenen Weg eines »transzendentalen Konzeptualismus« (ca. 1970) zu gehen und sich daraufhin, im Jahr 1971, schließlich aufzulösen. OHO begann mit existentialistischen Äußerungen des entfremdeten Ich in einer als feindselig empfundenen Umwelt; formierte sich als Gruppe und machte von da an die Dialektik zwischen Individuum und Gruppe zum Thema von Arbeiten; pflegte zugleich eine in der Gruppe ausgeübte Lebenspraxis im Einklang mit damaligen Formen der Pop- und Rock-Undergroundkultur, einschließlich der Produktion von Anti-Vietnamkriegs-Graffiti und der gemeinsamen Einnahme psychedelischer Pilze; entwickelte das Konzept des Reismus (von lat. »res« Sache), einer Objektkunst mit Ähnlichkeiten zur amerikanischen Minimal und Pop Art; und legte sich mit der Performance »Triglav« mit der slowenischen Obrigkeit an. Dabei verwandelten sich drei Mitglieder von OHO mittels einer großen schwarzen Robe in Sloweniens Nationalberg, den Triglav, was soviel wie drei Gipfel aber auch drei Köpfe bedeutet, und marschierten, drei Hippieköpfe, die aus einem schwarzen Tuch hervorragten, durch einen Park in Ljubljana. Daraufhin kam es kurzfristig zu einer Spaltung der Gruppe und während Pogacnik seinen Militärdienst in Serbien absolvierte, hielten seine Kollegen in der Galerie für Zeitgenössische Kunst in Zagreb unter dem Namen »Große Großväter« 1969 die erste Ausstellung der Arte Povera auf jugoslawischem Boden ab. Kurz darauf trafen 1969-1970 alle wieder zusammen und generierten eine Serie von Arbeiten in der Natur, bestehend aus sehr einfachen, minimalistischen Eingriffen, die mittels Fotografie festgehalten wurden, in denen sie einerseits ihr Gemeinschaftsgefühl zu entwickeln suchten, andererseits auf ein neues Naturverhältnis und die Befreiung von der rationalen Fortschrittsdoktrin der technologischen Industriegesellschaft zielten. Diese Arbeiten waren jedoch nicht einfach esoterisch oder irrational, sondern beabsichtigten eine neue Synthese von Rationalität, Sensibilität, Intuition und Konstruktion. Der Weg OHOs führte schließlich zum »transzendentalen Konzeptualismus« mit dem sie an der legendären Ausstellung Information 1970 in New York teilnahmen, sowie an der 7. Biennale für Junge Künstler in Paris und einem Aufenthalt im Aktionsraum Kunst im München, währenddessen sie eine mit Diagrammen gespickte Broschüre schufen, die ihre transkontinentalen telepathischen Experimente dokumentierte. Bevor jedoch die Möglichkeit bestand, dass sie vom Kunstmarkt korrumpiert wurden, löste OHO sich als Künstlergruppe auf und die Mitglieder zogen auf einen Bauernhof und gründeten eine Kunstkommune, die naturnahe Landwirtschaft mit Meditation, Yoga und Kunst zu verbinden suchte.

Diese Hinwendung zur östlichen Philosophie, verbunden mit einer ebenso expliziten wie immanenten Zivilisationskritik steht exemplarisch für Tendenzen nach 68, die es als sinnlos erachteten, dominante politische Systeme zu attackieren und stattdessen nach alternativen Lebensformen suchten. Etwa zur selben Zeit war der steirische herbst noch ein von Künstler_innen gestaltetes Festival. Die Abwendung vom einseitigen Rationalismus der Industriegesellschaft wurde in von Horst Gerhard Haberl kuratierten Ausstellungen wie »Körper/Sprache« (1973) und »Kunst als Lebensritual« (1974) thematisiert. Viele der dort gezeigten Arbeiten zielten ähnlich wie OHO auf eine Revolution des Alltagslebens durch die Mittel des Rituals und andere, Aufmerksamkeit und neue Sensibilitäten erzeugende Praxen. Haberl gehörte damals gemeinsam mit Karl Neubacher und Richard Kriesche zur Gruppe Pool, die auch einen »artist run space« betrieb, wie man heute sagen würde, die Poolerie, eine Kunstzeitschrift herausgab (den »Pfirsich«), Videoeditionen zusammenstellte und gemeinsam mit Häftlingen der Strafanstalt Karlau Kunst produzierte, was einen von damals vielen Grazer Kunstskandalen verursachte. All das geschah in Zusammenarbeit mit österreichischen und internationalen Kolleg_innen wie Vito Acconci oder Chris Burden, die, wie sich rückblickend herausstellt, heute zu den wichtigsten globalen Stars der kanonisierten Museums-Kunstwelt zählen. In dieser Tonart ging es praktisch die gesamten 1970er Jahre weiter. Wie der österreichisch-kanadisch Künstler Robert Adrian im Interview mit dem Autor sagte, mussten in den 1970er Jahren viele kommerzielle Galerien schließen, weil es nichts zu verkaufen gab. Die konzeptuellen und postkonzeptuellen Praktiken waren stark politisiert, auf Prozesse und Alltagsleben ausgerichtet und benutzten entweder gar keine oder damals nur schwer verkäufliche Medien wie Fotos und Video. Am Ende der 1970er Jahre gab es jedoch plötzlich wieder einen starken Bruch, einen echten Paradigmenwandel in der Kunst. Einerseits war plötzlich die neo-expressionistische Malerei zurück, die sogenannten Neuen Wilden, andererseits begann mit der Gründung der Ars Electronica im Jahr 1979 ein neuer Zyklus der Medienkunst, dem der nächste Teil von Mythos Kunst gewidmet sein wird. Die entmaterialisierten, konzeptuellen und postkonzeptuellen Praktiken der 1970er sollten jedoch in den 1990er Jahren ein Comeback erleben, und eines, das diesmal nicht fernab des Marktes geschieht, sondern ironischerweise die Unterstützung des transnationalen Kapitals des Informationskapitalismus findet (womit sich der 6. und letzte Teil von Mythos Kunst beschäftigen wird).

Die ersten drei Teile der insgesamt sechsteiligen Serie »Mythos Kunst« sind in Versorgerin #106, #107 und #108 nachzulesen – unter den Titeln »Kunst und Künstler«, »Kunst und Technik«, »Im Blitzlicht der Ästhetik des Neuen«; alle Ausgaben unter versorgerin.stwst.at

---

[1] *http://www.springerin.at/dyn/heft_text.php?textid=41&lang=de*

Armin Medosch ist Autor, Medienkünstler und Kurator.

Er meint es im Ernst

Zweiter und letzter Teil von *Clemens Nachtmanns* Polemik gegen den »Messias aus dem Waldviertel«.

IV
Kampfpiloten der Sehnsucht oder: zur politischen Ökonomie eines Rackets

Anders gesagt: die Verrücktheiten von Staudinger und seinen Getreuen sind – leider – keine bloß individuelle Psychopathologie, sondern Symptom einer objektiven gesellschaftlichen Verrücktheit. Die ganze Innerlichkeits- und Rebellions-Phraseologie, das ganze Gutmenschen- und Welterlösergetue ist keine bloß äußerliche »Stilisierung«, keine ideologische Überhöhung einer ansonsten in normalen Bahnen verlaufenden Wirtschafts- und Geschäftspraxis eines kapitalistischen Unternehmens. Es ist schlimmer und vielmehr so, daß in Heinrich Staudinger ein kleinbürgerlicher Sozialcharakter seinem höchst privaten und zufälligen Wahn unmittelbar öffentliche Geltung verschaffen kann, indem er sich eines kapitalistischen Unternehmens dergestalt bemächtigt, daß er dessen Erscheinung sowie die gesellschaftlichen Formen, in denen es sich bewegt, nach Maßgabe seiner Projektionen scheinbar äußerlich »befrachtet«, sie »politisiert« bzw. »kulturalisiert« und auf genau diese Weise ihr innerliches Unwesen, d.h. das destruktive, regressive und tendenziell barbarische Moment dieser kapitalistischen Formen, das sie in sich tragen und das zu bekämpfen er vorgibt, entbindet und freisetzt. Man muß Staudinger in einen Punkt leider recht geben, um ihm widersprechen zu können: GEA ist tatsächlich ein »Labor«[1] – aber nicht für eine bessere, humanere, friedlichere Welt, sondern für eine Welt, in der die wie immer zerrüttete und durchlöcherte bürgerliche Herrschaft abgelöst ist durch die unmittelbare Herrschaft von Rackets, Gangs und Cliquen. Das ist die logische Perspektive von Staudingers Denken und Agieren; sein Unternehmen ist gewissermaßen die Operationsbasis, von der aus er die Umgestaltung der Gesellschaft in Angriff nehmen möchte und in dieser Bestimmung geradezu ein Musterfall dafür, wie eine etablierte Institution der bürgerlichen Gesellschaft, ein Privatunternehmen, in ein Racket transformiert wird.[2]

Die Basis eines Rackets und zugleich die elementarste Form, in der es auftreten kann, ist das in sich zerfallende und aktuell oder virtuell überflüssige nachbürgerliche Subjekt, das sich, haltlos auf die Welt projizierend, als unmittelbare Allgemeinheit, als Souverän imaginiert, und auf der Suche ist nach Systemen, die seinen privaten Wahn bestätigen und Einrichtungen, in denen es ihn mit anderen ausleben kann. Staudingers System ist plattester Antikapitalismus aus dem Fundus lebensreformerischer Kulturkritik, die Einrichtung sein Unternehmen mitsamt aller angegliederten Institutionen. Racket ist, wenn – wie im Falle GEA – ein privates Unternehmen *unmittelbar* zugleich als öffentliches, d.h. ebenso als Wohltätigkeitsverein, wie als Kulturinstitut und wie ein politischer Souverän im Wartestand agiert. Ein selbstverständlich profitorientierter privatkapitalistischer Betrieb tritt *unmittelbar* zugleich als eine der Rettung der Welt dienende soziale Institution, als eine gleichsam klandestin operierende antikapitalistische Widerstandszelle auf, die wiederum in ihrer bodenständigen Aufsässigkeit beansprucht, wie ein Souverän eine ganze Region, das Waldviertel zu verkörpern. Um die minimale, aber entscheidende Differenz zu verdeutlichen: es verhält sich bei der GEA gerade nicht so, daß das Unternehmen ein soziales Projekt etwa zur Integration langzeitarbeitsloser Jugendlicher oder ehemaliger Strafgefangener wäre; und es ist in der entscheidenden Hinsicht auch nicht so, daß ein Privatunternehmer sich jenseits und außerhalb seiner ökonomischen Tätigkeit politisch betätigt – als Lobbyist, Abgeordneter oder als Funktionär eines Unternehmerverbands – oder sich sozial bzw. kulturell engagiert, als Sponsor, Mäzen oder in Gestalt von Stiftungen, was Staudinger außerdem auch noch tut und wogegen an sich nicht das Geringste einzuwenden ist. Der entscheidende Punkt ist, daß im Racket GEA eben diese Trennung der gesellschaftlichen Bereiche virtuell einkassiert und die wie immer prekären und defizitären tausch- und rechtsförmigen Vermittlungen zwischen ihnen überformt und durchsetzt werden mit Formen unmittelbarer Herrschaft – und das gilt sowohl für die Verfassung des Unternehmens im inneren als auch im Verhältnis zur übrigen Gesellschaft. In Erweiterung und Abwandlung eines Diktums von Horkheimer geht es darum, die Beschäftigten, die Teilhaber und die Kunden in eine Gefolgschaft zu verwandeln – und auf der anderen Seite den Unternehmer in einen Wirtschaftsführer.[3]

Und eben darin ist das, was GEA propagiert und praktiziert, gerade kein Widerstand gegen die kapitalistische Vergesellschaftung, sondern die mit Willen und Bewußtsein vorgenommene Vollstreckung der ihr innewohnenden regressiven Tendenzen, die längst im Gange sind: unter den beliebten Parolen von »Transparenz«, »Bürokratieabbau« und »Bürgerbeteiligung« drängen jene informellen Bünde und Cliquen, ohne die die formellen, ökonomischen, politischen und rechtlichen Vermittlungen der bürgerlichen Gesellschaft nicht funktionieren würden, an die gesellschaftliche Oberfläche und beanspruchen die offizielle Anerkennung ihrer Praktiken, in denen Ökonomie und Politik eine trübe Fusion eingehen. Daß die Fähigkeit, »Netzwerke« zu bilden, zur am meisten nachgefragten Tugend werden konnte, zeigt an, wie sehr die Herrschaft solcher Rackets bereits gediehen ist. Ihre Erscheinungsform sind etwa de facto weltanschaulich ausgerichtete »Tendenzbetriebe« oder die einschlägigen »NGO's«, also private Unternehmen, die de facto öffentliche, staatliche und/oder kulturelle Zwecke verfolgen, ohne selbst staatliche Institution zu sein und die sich nur deshalb so nennen müssen, weil man sie sonst mit einer Behörde verwechseln würde. Und die Bedeutung solcher Einrichtungen nimmt im selben Maße zu, in dem die einstigen Wohlfahrtsstaaten nicht mehr unmittelbar als kollektive Sozialfürsorger auftreten, sondern diese Aufgaben großzügig an gesellschaftliche Vorfeldorganisationen delegieren, in denen die kapitalisierten Subjekte zu »eigenverantwortlicher« moralischer Selbst- und Fremdkontrolle abgerichtet werden. Und dabei kommt es entscheidend auf die Art der weltanschaulich-ideologischen Ausrichtung an, denn Massenloyalität und Gefolgschaft kann erfolgreich nur organisieren, wer sich am allgemeinen Entwicklungsstand von Subjektivität orientiert: wer es schafft, daß die Individuen sich für ihre Unterwerfung unter objektivierte Zwänge »frei« und »eigenverantwortlich« entscheiden und wer vor allem instinktiv begriffen hat, daß das weitverbreitete refraktäre Rebellentum die zeitgemäße Gestalt des Konformismus und der moraline Antikapitalismus daher die verläßlichste Form des Einverständnisses mit dem Kapital darstellt. Mit anderen Worten: gesellschaftlich nachgefragt sind derzeit exakt solche abseitigen Knallköpfe und verschrobenen Sektierer wie Staudinger, die sich anschicken, das in Zeiten der Krise verlorengegangene »Vertrauen« in den Gang des Kapitalismus mit unkonventionellen Mitteln wiederherzustellen, d.h. das subjektive Einverständnis, ohne das die ökonomischen Abstraktionen nicht gelten könnten, auf politische Weise zu organisieren.[4] Nicht zufällig ist »Vertrauen« eines der am häufigsten gebrauchten Schlagworte von Staudinger; und regelmäßig redet er darüber wie über eine Geldwährung: die Leute schenken der globalen Wirtschaft kein Vertrauen mehr, sie wollen ihr Vertrauen aber anderweitig anlegen[5] und deshalb sei es notwendig, hier und heute schon mit dem Aufbau einer »lebensbejahenden und vertrauenswürdigen Wirtschaft«[6] zu beginnen und eine »Humanisierung des Geldes«[7] einzuleiten. Kaum verwunderlich, daß er vor zehn Jahren eine Regionalwährung, den »Waldviertler«, zur Verhinderung des Abflusses von Geld und Stärkung der regionalen Wirtschaft initiiert hat.[8] Aber das ist im wesentlichen eine kindische Flause – worauf es ankommt, ist das, was hinter solchen verschrobenen Pfuschereien steht: die politische Währung nämlich, die Staudinger mittels seiner Erzeugnisse in Umlauf bringt und mit der er seine Anhänger im Tausch gegen das Vertrauen, das sie ihm als ihrem Erlöser entgegenbringen, auszahlt, besteht in Gesinnungszertifikaten, in der Bestätigung, daß sie schon heute zum Kreis der Erleuchteten und Eingeweihten auf der »Arche Noah« gehören und in der Verheißung, daß ihnen ihr Engagement im Falle, daß die gute Sache dereinst erfolgreich sein wird, im vollen Umfang vergolten werden wird.[9] Was von Staudingers Seite ein ungedeckter Wechsel ist, ist auf Seiten seiner Anhänger eine vage Hoffnung – und damit ist die GEA, die sich so bodenständig gibt, in Wahrheit ein einziges Spekulationsunternehmen. Daß sich beispielsweise für die bei GEA Beschäftigten ihre Arbeit finanziell nicht wirklich auszahlt, geben sie selber (und gibt auch Staudinger) offen zu – aber das ficht sie offenbar nicht im geringsten an, wie man einem Redebeitrag einer Mitarbeiterin und Anteilseignerin auf der »Bürgerrecht statt Bankenrecht«-Demonstration 2012 entnehmen kann, der deshalb so gespenstisch wirkt, weil in diesem Tonfall und mit Rechtfertigungen dieser Art Angehörige einer Sekte zu ihrem Guru halten, wenn dieser öffentlichen Angriffen ausgesetzt ist: »I hob soviel Vertrauen in die Firma, daß i mei Göld, das i mir erspar, liaber in die Firma gib… Reich wird ma bei de Waldviertler eher ned – aaaber: bei uns gibt's a guade Firmenkultur, die eigentlich a Lebenskultur is' [!], bei uns gibt's a Gmüs' vom Biobauern, das ma jede Woch' ins Haus gliefert kriagn und das jeder Mitarbeiter kostenlos mit ham nehma kann…«[10] Der ultimative Wunschtraum von Unternehmern – bei GEA ist er bereits Realität: eine



Gibt den Takt an: Heini Staudinger

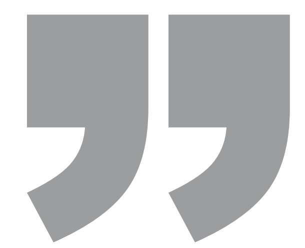
Betriebsgemeinschaft nach dem Muster des ältesten Rackets überhaupt, der Familie: »Wer mag, kann auf dem Firmengelände wohnen, etwa in kleinen Wohngemeinschaften. Ein Angebot, von dem vor allem die Jüngeren gern Gebrauch machen«[11]; abhängig Beschäftigte, die maximal 2000.-EUR im Monat verdienen, den Rest in Naturalien ausbezahlt bekommen, ihr Erspartes als Teilhaber gleich wieder in die Firma stecken und genau das dankbar als »Lebenskultur« bezeichnen. Laut Staudinger gibt es bei GEA zweimal pro Woche auch Psychotherapie – »braucht man vermutlich, wenn man für eine Sekte arbeitet«, merkte dazu lapidar und treffend jemand im Netz an.[12]

Auch Staudingers »Sparverein«, den er lange Zeit betrieb und den er nun »Apfelbäumchen« nennt, ist ein Mittel, um sich über finanzielle Teilhabe einer Gefolgschaft zu versichern. Das sogenannte »Crowdfunding« ist ein Finanzierungsmodell, das seit etwa zehn Jahren verstärkt praktiziert wird; in ihm spielen ökonomische und politische Bestimmungen trübe ineinander, das Operieren am Rande der Legalität und der Ruch des Halbseidenen und irgendwie Widerständischen gehört hier zum Wesen der Sache. Denn bei den Unternehmen, die sich auf diese Weise finanzieren, handelt es sich in der Regel um solche, die irgendeine hehre Idee von »Ökologie«, »Nachhaltigkeit« oder »Kreativität« verfolgen, die die privaten Darlehensgeber mit ihrem Beitrag unterstützen; daß sie ihr Geld der Firma sozusagen »unbürokratisch«, d.h. ohne den Umweg über eine Bank, zur Verfügung stellen, nährt genau jene Vorstellungen aus dem Fundus eines kleinbürgerlich-wirtschaftsdemokratischen Anarchismus, die in den Köpfen von Wutbürgern herumspuken und die Staudinger ihnen gerne bestätigt: daß man als Bürger nicht auf »die da oben«, auf den Staat und etablierte Institutionen, sondern nur auf sich selbst vertrauen soll, daß eine gesunde und »lebensbejahende« Wirtschaft nur »von unten« wachsen kann und in der demokratischen Selbstbestimmung aller besteht: »Die NOTwendige Veränderung muß kommen. Von unten. Nie von oben«[13] und daher »ist es umso notwendiger, daß wir selber… Verantwortung für die Gestaltung unserer Lebensräume übernehmen.«[14] Denn: »Milliarden sind auf der Suche nach Sinn… Natürlich ist es so, daß Milliarden Menschen Sinn suchen. Oft, und immer öfter, ist es auch so, daß Milliarden-Vermögen auf der Suche nach Sinn sind. So gibt es viele Menschen, die für ihr Vermögen oder ihre Ersparnisse sinnvolle Landeplätze suchen, wo sie darauf vertrauen können, daß ihr Geld sinnvoll eingesetzt wird.«[15] Wir sind das Volk, wir sind das Geld, wir sind der Staat: hätte es noch irgendeines Beleges bedurft, daß, zumal im postnazistischen Zustand der Gegensatz von Staatsfanatismus und Radikalliberalismus ein nur scheinbarer und das eine nur die Kehrseite des anderen ist, dann hat Staudinger sie ihn hiermit erbracht. Und leider ist er auch darin nur die Spitze eines Eisbergs, wie ein Interview mit dem »Entrepreneur«, CDU-Wirtschaftspolitiker und Präsident der europäischen Mittelstandvereinigung Peter Jungen offenbart: »Alle, die Armut beseitigen wollen und Menschen bessere Chancen für ein selbstbestimmtes Leben wünschen, müssen Verteidiger des Kapitalismus sein. Natürlich ist er die größte NGO der Welt. Erstens gibt es keine größere und zweitens ist es eine Non-Government-Veranstaltung. Da können die Regierungen machen was sie wollen, wenn die Menschen nicht mitgehen, läuft nichts, er ist eine Bewegung von unten. Niemals kann der Staat die Tatkraft einzelner Menschen ersetzen… Und wenn NGO regierungsunabhängige Initiative meint, dann ist der Kapitalismus prädestiniert, als solche eingestuft zu werden. Immer mehr Menschen werden durch ihn einbezogen. Immer mehr Menschen akzeptieren seine Regeln und Gesetze. Insofern meine ich, entspricht das einer der schönsten Definitionen von NGO, daß die Leute auf eigene Initiative ihre Ideen umsetzen und vom Staat daran nicht gehindert werden.«[16]

Kaum eine Nummer der beiden GEA-Hauspostillen, in denen Staudinger nicht gegen den Konsumismus wettert[17] – während gleichzeitig, teilweise auf denselben Seiten die Produktpräsentation seiner Firma sich formell der gleichen kulturindustriellen Strategien bedient, wie andere Unternehmen sie in einer kapitalistischen Gesellschaft praktizieren, in der der »Konsum« zum dominierenden Leitbild der Subjekte geworden ist: nicht einfach nur nützliche Dinge zu verkaufen, sondern einen bestimmten »Lifestyle«, eine »Kultur« oder »Gemeinschaft«, der man sich zugehörig fühlt, wenn man ein Produkt kauft. Im Falle der GEA-Kundschaft ist es der Glaube, zum erlauchten Kreis der Guten, der Aufgeklärten, der »bewußten Konsumenten«, der Vorkämpfer für eine bessere Welt zu gehören: Stiefel heißen etwa »Wilderer«, »Jaga«, »Goar« (von »GoArt«, die Kunst zu gehen) oder »Rosa Lux« und letztere werden selbstverständlich einmal mit einem Zitat von Rosa Luxemburg, ein andermal mit dem Spruch »Wadeln aller Frauen, vereinigt euch!« beworben, ein Regal heißt »illegal«, eine Werbung für Taschen wird ganzseitig mit einer Darstellung der sozialen Dreigliederung nach Rudolf Steiner bestückt, eine andere Werbung für Einkaufstaschen aus Schweinsleder steht unter dem Motto »Sag NEIN!«

Von Robert Musil stammt die Bemerkung, daß ohne Philosophie heutzutage nur noch Verbrecher wagen würden, anderen Menschen zu schaden. Anspruchsvoll und erlesen geht es also zu im Reich der GEA, kein Stiefel,

der nicht mit irgendwelchem ledernem Zeug aus den Beständen der Innerlichkeitsphilosophie, kein Schuh, der nicht mit eilig zusammengeschusterten Zitaten aus dem reputablen Bildungsfundus literarisch garniert würde. Aber in eben diesem Erhabenheitsdünkel, der die Firma, ihre Geschäftspolitik und ihren Chef mit seinem Publikum verbindet, liegt auch der wesentliche Unterschied zum ähnlich aufdringlichen Lifestyle-Marketing etwa der Modefirma »Hollister« beschlossen: während dieses über kurz oder lang als »Masche« im Dienst der Geschäftmacherei durchschaut und auch angeprangert wird, gilt die vom Prinzip her gleiche Vorgehensweise bei GEA als Ausdruck des glatten Gegenteils, von »Vertrauenswürdigkeit« und »Authentizität«. Und das hat schlicht damit zu tun, daß das, was die Kundschaft von GEA und Staudinger bezieht und bereitwillig konsumiert, eine im wesentlichen politische Botschaft ist. Wofür er wirbt, ist die vage Verheißung, mit seinem Geschäft der Geschäftemacherei ein Ende zu machen, indem es durch personalisiertes »Vertrauen« überformt und perspektivisch ersetzt wird. Man sieht: die erfolgreichste Geschäftemacherei besteht darin, zu behaupten, daß man »eigentlich« gar kein Geschäft betreibt, sondern eine Weltverbesserungsagentur. Staudinger zum Thema Werbung: »Als wir 1997 in einer Krise steckten, begannen wir, die Werbung selber zu produzieren. Wir wollen die Bürger aber nicht mit Scheiße belästigen, sondern ihnen Brennstoff für Herz und Seele liefern. Es geht um Fragen und Inhalte, die zum Nachdenken anregen sollen: Woher kommen wir, was bedeutet unsere Lebensreise und wohin gehen wir? Daher kommen in den Heften und auf der Webseite oft Sprüche, Zitate und literarische Texte vor.« Und weiter: »Wer die Inhalte kennt, weiß, daß sich meine Themen um Leben, Wahrheit und Aufklärung drehen.[18] Alles schamlos gelogen, jeder Satz, jedes Wort, jede Silbe. Es ist die pure Gegenaufklärung, die Staudinger als Exponent und rasender Opportunist des linksökologischen Zeitgeists betreibt und zu diesem Zweck gießt er auf die Menschen in jedem neuen Heft eimerweise den ganzen Unrat an un- oder halbverdautem Bildungsgut und echtem Bildungsmüll aus, Tickets und Schlagworte, die ihm selbst und seinem Club der Selbstgerechten Kompetenz und Bescheidwissen signalisieren und in Wahrheit nur die tiefsitzende Erfahrungsunfähigkeit und Phantasielosigkeit seiner selbst und des ganzen kleinbürgerlichen Milieus demonstrieren. Und als wäre dies nicht schon genug Belästigung, unterhält die GEA noch zusätzlich eine »Akademie« mit allerlei Workshops, Kursen und Seminaren zu Themen wie: »Leib- und Schwertarbeit«, »Ein Schnitter kommt gezogen. Die fast vergessene Kunst des Sensenmähens«, »Spirituals und afrikanische Lieder. Mit Stimmbildung und einer Einführung in die Kunst des Obertonsingens«, »Lach-Yoga. Die Kunst des Lachens«, »A lidele in yiddish« »Steinbildhauerei. Eine Pilgerreise für die Hände«, »Moving Clowns. Clowntheater und Körperbewußtsein«, »Schamanischer Bauchladen. Begegnung mit den 4 Elementen«, »Voll da und ganz weg. Tage mit Meditation und Wanderungen« usw.usf. Eine Art alternativer Volkshochschule, mit Veranstaltungen, bei denen die Mitglieder des GEA-Rackets sich ihrer Gesinnung versichern und neue Gefolgschaft rekrutieren, Angebote für Angehörige des kleinbürgerlichen Lumpenmittelstands, sich nicht nur in der Erwerbsarbeit, sondern auch in der Freizeit freiwillig zu ertüchtigen mit läppischen Verrichtungen, die dann auch noch wahnhaft und willkürlich mit »Sinn« befrachtet, d.h. zur Kunst oder zur politischen Tat oder am besten zu beidem erklärt werden. Das unheilvolle Wirken des Rackets GEA besteht auch darin, daß es, wiederum in völligem Einklang mit dem unheilvollen Gang der Gesamtgesellschaft und den postmodernen Rackets, sich kunstsinnig und gebildet gibt, nur um beides, Bildung und die Kunst dem politisierenden Kunstgewerbe auszuliefern, es als Schmiermittel abgefeimtester Aftergesinnung einzusetzen. Und wer wäre, wenn es essentiell um Schmieriges geht, dafür besser geeignet als – genau: Konstantin Wecker. DER Wecker, den der »Heini« so sehr zu seinen besten Freunden zählt, daß er ihn bereits zweimal, 2012 und 2015 nach Schrems eingeladen hat. Staudinger und Wecker: in der Tat, da haben sich zwei Schmierenkomödianten gefunden, die einander würdig sind in ihrer Unwürdigkeit, der eine ein Krawallschädel und erbärmlicher Sprücheklopfer, der andere fast noch schlimmer, weil mit Klavier bewaffnet, ein Nichtskönner, Linksopportunist und hemmungsloser Abgreifer. Übertrieben? Dann lesen Sie das Gespräch, das die beiden mit »moreau« geführt haben und das im »brennstoff« Nr. 38 abgedruckt ist. Eine unfaßbare Orgie an Peinlichkeit, Selbstbeweihräucherung, Schamfreiheit und Heuchelei, von der hier nur ein paar Kostproben wiedergegeben werden: »Heini: Ich hab irgendwo den wunderbaren Satz gelesen: ‚In der Handarbeit werden innere Fähigkeiten außen sichtbar.' Weißt eh', bei deiner Singerei ist das natürlich auch so…Konstantin: Du, ich bin Handarbeiter, ich kann das gut verstehen. Ich nenne Klavierspielen Handarbeit, denn das ist es ja auch.« Beim Wecker ganz sicher, und so hört es sich dann auch an. Anfang 2015 hat »der Heini« dann entdeckt, »daß wir, GEA, Waldviertler und der Wecker, ja genau dasselbe wollen: Eine GEMEINSINNIGE Wirtschaft… FRIEDEN…, FREIHEIT… SPIRITUALITÄT als eine Notwendigkeit in unserer Zeit, denn wir wissen, daß es mehr gibt als wir wissen… Konstantin: Das ist optimal, besser kann man es nicht ausdrücken. Es ist genau das, was uns vereint… Es ist unsere gemeinsame Sehnsucht.« Und deshalb gehen sie jetzt gemeinsam auf die Menschheit los: »Konstantin: Ich empfinde es als ein Politikum, daß ein Linker wie ich mit Unternehmern kooperiert, deren Unternehmen ich gut finde…. Ich bin nicht für eine Welt ohne Unternehmen, sondern ich bin für eine Welt mit anständigen Unternehmen und ohne Konzerne… Und als radikale Demokraten müssen wir natürlich versuchen, unseren Staat in die Pflicht zu nehmen.« Die »Anständigen«, das sind natürlich der Heini und: der »Konstantin: Also dieser Gedanke, zu sagen, unsere Zusammenarbeit ist auch ein Politikum, dieses Sponsoring ist nicht das Übliche, ist mir wichtig. Sinn der Sache ist nicht, daß du, Heini, jetzt mehr Schuhe verkaufst an die Leute, die ins Konzert kommen. Sinn der Sache ist eine gemeinsame Idee.« Nämlich die Idee, für ihre werbewirksam inszenierte Anständigkeit ordentlich abzukassieren. Weckers Tournee, die Staudinger sponserte, hieß übrigens »40 Jahre Wahnsinn«, der im Laufe des Gesprächs denn auch einen einsamen Höhepunkt erreichte: »Konstantin:…diese Art von Zusammenarbeit gibt es, weil jeder von uns, jeder auf seinem Weg, die gleiche Sehnsucht hat. Heini: Dem stimm' ich gerne zu. Wir sind beide Kampfpiloten der Sehnsucht.«[19]
Nehmen wir diese Selbstbeschreibung einfach in Demut an und lassen sie lange nachwirken. Denn immerhin schätzt er die gutmenschliche Aggression und die enorme Lärmbelästigung, die von ihnen beiden ausgeht, halbwegs richtig ein. Und danken wir Staudinger auch für seinen hellen Moment, den er in einer Ansprache vor dem Wecker-Konzert 2012 hatte, als er dem Publikum lauthals Bescheid gab, daß Konstantin Wecker »kein Konsumgut« sei, sondern »Brennstoff«[20]. Nun, so hart würde nicht einmal ich das ausdrücken, aber es wird schon stimmen, was der eine »Kampfpilot der Sehnsucht« über seinen Kompagnon, die einander gleichen wie ein faules Ei dem anderen, sagt: zu mehr als zum Verfeuern taugen dessen Lieder in der Tat wohl nicht.



Man sieht: die erfolgreichste Geschäftemacherei besteht darin, zu behaupten, daß man ‚eigentlich' gar kein Geschäft betreibt, sondern eine Weltverbesserungsagentur«.

V
Der Tod, das muß ein Waldviertler sein oder: Der Unternehmer als Einpeitscher

Bei näherer Betrachtung ist es gar nicht verwunderlich, daß gerade ein Unternehmer zu einem Volkshelden und einer veritablen Führerfigur avancieren konnte, die weit ausstrahlt über das Milieu, der sie entstammt und das sie vorrangig bedient. Unterscheidet doch gerade der spontane und primitive Antikapitalismus mit stets offener Schlagseite zum Antisemitismus peinlich genau zwischen einem parasitären, raffenden internationalen Kapital in Gestalt von Bonzen, Konzernen, Banken und ihren politischen Helfershelfern und ehrlich schaffenden, bodenständigen und heimatverbundenen Unternehmern, die Arbeitsplätze schaffen und damit den Leuten Sinn und Perspektiven bieten. Daß er schaffender Unternehmer ist, verschafft dem Volkstribunen Staudinger genau jene Seriosität, die ihn positiv von Volkstribunen à la Heinz-Christian Strache unterscheidet, der einerseits allzu dumm und plump agiert, um beim anspruchsintellektuellen Mittelstand dauerhaft reüssieren zu können und außerdem das Image eines windigen Wiener Vorstadtstrizzis mit Türstehermanieren nicht wirklich loswird. Dieses Distinktionsmerkmal fällt umso mehr ins Gewicht, als sich der Waldviertler und der Wiener programmatisch in den wesentlichen Punkten ja ohnehin einig sind: beide kämpfen für die Bewahrung von Traditionen und Werten, für den Schutz der Heimat vor einer Überfremdung, die für Strache durch Asylbewerber und Flüchtlinge, für Staudinger hingegen durch die chinesische und vietnamesische Schuhindustrie und für beide gemeinsam durch amerikanische Konzerne und Spekulanten verkörpert wird. Im Gegensatz zur verstockten Borniertheit der FPÖ ist die entgrenzte Borniertheit Staudingers, die sich scheinbar neugierig und weltoffen mit allem Bildungsramsch umgibt, den sie erhaschen kann, gesellschaftlich tatsächlich mehrheitsfähig – und deshalb läßt man dem »Messias aus dem Waldviertel«[21] auch scheint's alles durchgehen: seine Predigten gegen die »Droge Konsum«[22] und für die Kraft, die in der Entbehrung liegt (»Not is' fur mi ganz wos Inspirierendes«[23]) und seine logisch daran anschließende Ernst-Jünger-kompatible Stahlgewitterprosa (»Nur im Kampf findet der Mensch zu sich selbst«[24]), kurz: das ganze Ertüchtigungs- und Mobilmachungsgeschwätz, bei denen die angeblich so kritische und mündige Öffentlichkeit sonst – zurecht – laut aufheulen würde.

Daß er auch noch *Klein*unternehmer in einem allgemein als »Krisenregion« gehandelten Landstrich Österreich ist, qualifiziert ihn nach eigener Ansicht und für seine Gemeinde noch zusätzlich für seine Rolle als Bußprediger und Volksrebell. Gerade als Mittelständler spricht er unumwunden das aus, was dieses schwer faßbare Milieu beständig umtreibt, das sich sowohl aus Kleinunternehmern und abhängig Beschäftigten oder zunehmend outgesourceten und formell unternehmerisch agierenden abhängigen Beschäftigten zusammensetzt und dessen Selbstverständnis mangels objektiver Kriterien immer schon von Grund auf ein negatives war: in ihm fließt die Kränkung, nicht zu »den Oberen« zu gehören, nahtlos zusammen mit dem unbedingten Willen, nicht noch weiter abzusteigen zu den Hacklern und Prekären, selbst wenn die eigene Existenz per definitionem eine prekäre ist, längst bevor vom »Prekariat« die Rede war. Deshalb befindet sich der Mittelständler in dauerndem Zweifrontenkrieg: gegen »die Oberen« in Wirtschaft und Politik, von denen er sich vernachlässigt, ausgenutzt, übervorteilt und betrogen sieht und von denen er lediglich das zum Bildungsschrott abgesunkene Kulturgut bezieht, mit dem er seine Weltanschauung ideologisch ausstaffiert und das er wiederum wie eine Trophäensammlung als Distinktionsmerkmal zur Unterschicht einsetzt. Von vergeblichen Aufstiegshoffnungen wie von chronischen Abstiegsängsten gleichermaßen geschüttelt, nehmen die Anstrengungen zur Selbsterhaltung beim Mittelstand eine besonders verbissene und engherzige und andererseits entgrenzte, stets zum Rebellentum neigende Form an: namentlich im Bereich der »Kreativen« in all ihren Kleinklitschen ist die Bereitschaft zur gegen sich selbst und andere rücksichtslosen Selbstzurichtung und die Willigkeit, dieselbe nahtlos in die sogenannte Freizeit hinein »politisch« zu verlängern, besonders hoch – und ebenso die mit ihr nahtlos konform gehende Bereitschaft, das ungelebte Leben im Dauereinsatz mit Konfektionsware aus dem breiten Sortiment der Halbbildung ideologisch zu verklären und es für andere zur moralisch verbindlichen Richtschnur zu erklären: als ein Engagement für ein besseres Leben, für eine gerechtere Wirtschaft, für Frieden überall auf der Welt. Aus der prosaischen Lebensnot wird kurzerhand eine Tugend gemacht, die trostlosen Zwangshandlungen, aus denen das eigene Leben besteht, willkürlich mit Weltanschauung befrachtet – und das Resultat ist dann jene – besonders für das deutsche und österreichische Kleinbürgertum – so typisch lebensreformerische Gesinnung, die sich in einer Reihe praktischer Ersatzhandlungen immer wieder aufs Neue bestätigt und erhält: daß »urban gardening«, vegane Ernährung, bewußtes Atmen, kreatives Töpfern, Mahnwachen gegen rechts und Blockupy-Lager gegen Banker die Welt verändern, glauben nicht einmal die einschlägigen Akteure selber: vielmehr geht es darum, wie sie selber offen zugeben, ein »Zeichen zu setzen« zur Umkehr. Es ist dies alles ein gigantisches Selbstdarstellungstheater, mit dem die längst selbstzweckhaft gewordene ökonomische Selbstzurichtung ins Politische verlängert wird. Der Typus des refraktären Widerständlers, der sich zur Rettung der Welt berufen sieht, bei geringstem Anlaß seiner »Empörung« Ausdruck verleiht und mit seinem missionarischen Gutmenschentum andere unter Druck setzt, es ihm gleichzutun, findet in diesem Milieu, aus dem längst ein kleinbürgerlicher Lumpenmittelstand geworden ist, seine zuverlässigste Massenbasis.
– Und in Staudinger seine idealtypische Verkörperung. Seit nunmehr über 20 Jahren, seit die Krise der alten Wohlfahrtsstaaten begann, tritt sie in unterschiedlichen Gestalten immer wieder auf den Plan: die Figur des Unternehmers, der sich selbst *unmittelbar* zum politischen Führer erklärt und so beschränkt, wehleidig und größenwahnsinnig, wie er nun mal ist, d.h. mit seinem ökonomischen Hausverstand und mit dem Rückenwind der Volksmeinung auszieht, um es den unfähigen, korrupten Eliten und allen von ihnen Protegierten einmal richtig zu zeigen, und damit angibt, daß er, wenn er an der Macht ist, ordentlich anpackt, nicht lange fackelt und es im Zweifelsfall mit Recht und Gesetz nicht so genau nimmt. Oder anders gesagt: der Unternehmer als Anführer und Moderator einer konformistischen Rebellion, die sich als Freiheitsbewegung mißversteht, aber in Wahrheit nur das präfaschistische Ressentiment gegen die »Unproduktiven« im Namen der »ehrlichen Arbeit« postfaschistisch wiederholt und dabei die bösartigen anti-autoritären Züge des Liberalismus hervorkehrt; und was dabei am Ende herauskommt, ist die noch üblere Herrschaft jener »sauberen« Bünde, Cliquen und Rackets, die ausgezogen waren, um angeblich mit Protektion, Freunderlwirtschaft und Filz endgültig aufzuräumen. Silvio Berlusconi, Frank Stronach und, etwas abgeschwächt, Hans-Olaf Henkel sind die Prototypen des Unternehmers als Einpeitscher – und Heini Staudinger ist nicht, wie die wenigen kritischen Stimmen meinen, ein Wiedergänger von Beppe Grillo, sondern von Berlusconi im Format einer weinerlich-wütenden Waldviertler Witzfigur, die bei allem Rabaukentum so bieder daherkommt, daß man ihr viel nachsagen kann, aber sicherlich keine noch so erbärmlichen Sex-Affairen wie dem Berlusconi. Es ist im übrigen eines der gewichtigsten Argumente gegen die sogenannte »Globalisierung«, daß sie keineswegs, wie ihr Anhänger und Gegner gleichermaßen bescheinigen, »gewachsene Kulturen« zerstört und die Menschen zu Individualismus und Weltläufigkeit erzieht, sondern daß sie umgekehrt das organisierte Dorfdeppentum aller Länder und Regionen verallgemeinert und auf Weltniveau in der Einheitswährung »Kultur« einander kommensurabel werden läßt. Weil also die globalen Verkehrsformen dem Horizont von Provinztrotteln entgegenkommen, anstatt ihn zu brechen, fühlen diese sich wiederum in dem bestätigt, was sie schon immer zu wissen glaubten und wähnen sich daher gerade in ihrer Engstirnigkeit und Erfahrungslosigkeit bestens qualifiziert, in Fragen der Weltpolitik kompetent mitzureden. Und werden, wenn sie nur oft und laut genug daherschmarren, von ihresgleichen ernsthaft für den Job des Weltenlenkers ins Spiel gebracht: »Es ist bedauerlich, daß Weltpolitik nicht in Händen von Menschen wie Heini Staudinger liegt. Da würde es auf der Welt bedeutend friedlicher und lebenswerter für die Menschen zugehen!«[25]
Anlaß für diese als Bedauern verkleidete Aufforderung war ein Leserbrief, den Staudinger der »Kronen Zeitung« anläßlich der Ermordung von 11 Redaktionsmitgliedern von »Charlie Hebdo« geschrieben hatte – es geht nicht anders, den müssen wir abschließend leider auch noch zitieren, und zwar in voller Länge: »Der Terror in Paris ist also ein Angriff auf einen der Grundpfeiler der Demokratie: die Presse- und Meinungsfreiheit. Ich seh das anders. Wenn diese Morde in meinem Bekanntenkreis oder in unserer Gasse oder in unserem Dorf passiert wären, dann würde ich jetzt nicht sofort sagen: Wir müssen jetzt unsere Pressefreiheit verteidigen, sondern ich würde sagen, jetzt ist notwendig, daß wir alles tun, daß Friede und Freundschaft zurückkommen. Wir würden möglichst schnell mit allen ausmachen, daß jetzt keine blöden Witze über den Propheten Mohammed gemacht werden. Wir würden vereinbaren, daß wir uns in den nächsten Wochen nicht in Selbstgefälligkeit das Maul zerreißen über all die alleridiotischsten Anschläge von irgendwelchen islamischen Desparados [!]. Wir

würden uns vornehmen, daß wir ab sofort, wöchentlich, in allen unseren Gesprächen und auch in den Medien Schönes aus der muselmanischen Welt berichten wollen. Von Rumi, dem Poeten der Liebe, der die Liebe zu Gott und den Menschen praktiziert und auf berührende Weise besungen hat, auf ihn gehen die tanzenden Derwische zurück. Wöchentlich würden wir vom islamischen Zinsverbot berichten, wir sollten von meinen ägyptischen Freunden erzählen, die in einer Selbstverständlichkeit den Armen ihrer Umgebung einen nennenswerten Teil von ihrem Wohlstand schenken. Ich finde es nicht witzig und auch nicht wertvoll, wenn wir in unserer Kultur alles, auch alles, was heilig ist, jederzeit anpinkeln dürfen. Da bleiben Freiheiten für alle auf der Strecke. Sollten wir nicht doch den Friedensgesprächen den Vorrang geben? Ein aufrichtes [?] Bemühen um Gerechtigkeit und ehrlichen Dialog ist die beste Friedenssicherung. Das meint im Ernst: Euer Heini Staudinger.«[26]

Es ist im übrigen eines der gewichtigsten Argumente gegen die sogenannte ‚Globalisierung', daß sie keineswegs, wie ihr Anhänger und Gegner gleichermaßen bescheinigen, ‚gewachsene Kulturen' zerstört und die Menschen zu Individualismus und Weltläufigkeit erzieht, sondern daß sie umgekehrt das organisierte Dorfdeppentum aller Länder und Regionen verallgemeinert und auf Weltniveau in der Einheitswährung ‚Kultur' einander kommensurabel werden läßt«.

Daß ihm Leser der »Krone« für derartige Einlassungen Beifall spenden, verwundert nicht[27] – aber was ist mit all jenen, die sich so aufgeklärt und fortschrittlich dünken? Hat ihn irgend jemand ausgeladen? Wurde er sonstwie öffentlich zur Rede gestellt? Sind seine Umsätze eingebrochen? Er meint es, wie alles andere, wirklich »im Ernst«, nehmen wir ihn also beim Wort: Staudinger höhnt den Ermordeten, die noch kaum kalt waren, hinterher, daß sie an ihrem Tod eigentlich selber schuld sind, wo sie doch alles, was heilig ist, »anpinkelten« – daß sich unter den insgesamt 17 Toten auch drei Polizisten und vier jüdische Franzosen befanden, die mit irgendwelchen Karikaturen gar nichts zu tun hatten, nimmt der Freund der »muselmanischen Welt« als Kollateralschaden wohl billigend in Kauf. Nun pinkelt Staudinger gewiß nichts an, was heilig ist, er schreibt nur wie mit dem Harnstrahl; und er kann im Gegensatz zu den »Charlie Hebdo«-Redakteuren nicht einmal »blöde Witze«, sondern in seiner aufdringlichen Gutartigkeit gar keine machen, also auch nicht über »den Propheten Mohammed«, wie er ihn ehrerbietig nennt, weil er sich ihm wohl ebenso nahe fühlt wie Jesus, Buddha oder Gandhi. Und schon gar nicht über den Islam, an dem er das »Zinsverbot« rühmt, das er als einschlägiges Kreditopfer wohl auch gerne eingeführt sähe und über das er jede Woche berichten möchte, bis es so weit ist. Nun, hier hat der Spaß jetzt auch wirklich einmal ein Ende – entziehen wir diesem furchtbaren Schwätzer endlich das Wort und enden diese Betrachtung mit einem konstruktiven Vorschlag zur Güte: wenn denn Staudinger im politischen Islam offenbar eine Verwirklichung seiner Vorhaben erblickt, dann spricht nichts dagegen, in Zeiten globaler Wanderungsbewegungen diese auch in umgekehrter Richtung stattfinden zu lassen und beispielsweise so lebensbejahende und vertrauenswürdige Staaten wie Saudi-Arabien oder den Iran offiziell zu ersuchen, die ganze Waldviertler Bagage bei sich aufzunehmen. Dort würden dann Staudinger und die Seinen eine Kultur vorfinden, in der bei Androhung der Todesstrafe kein Heiliges je angepinkelt werden darf und sie könnten nicht nur das Zinsverbot, sondern gleich alle Freuden der Sharia in vollen Zügen genießen. Und wir hätten vor ihm und seinesgleichen endlich unsere – äußere und innere – Ruhe und könnten uns wichtigeren Dingen zuwenden.

VI
Postscriptum

Ach ja, eines hätte ich fast noch vergessen: Schuhe machen kann er übrigens auch nicht, der Heini. Meinen Arbeitskollegen hört man immer schon von weitem, weil seine komischen Waldviertler so entsetzlich quietschen, obwohl er sie schon zweimal hat reparieren lassen. Den Staudinger hält er aber ohnehin für einen Öko-Spinner und außerdem wird er sich bald andere Schuhe kaufen. Solche, die nicht quietschen und außerdem elegant sind.

---

[1] GEA-Album Nr. 65, Editorial

[2] Daß sein Unternehmen ihm die finanzielle Grundlage und außerdem die Respektabilität verschafft, aufgrund deren er sich sein Auftreten leisten kann, weiß er selbst und insofern ist es knallhartes Kalkül: vgl. dazu Gedanken. Heinrich Staudinger – Wirtschaftsrebell und Unternehmer. Über den Versuch, selbstbestimmt, nachhaltig und achtsam durchs Leben zu kommen. Gestaltung: Ursula Burkert, Radio Ö1 vom 09.05.2013, nachzuhören auf: *http://w4tler.at/video/gedanken-mit-heinrich-staudinger*

[3] Auf den alles immer zuläuft und der sich permanent und raumgreifend in Szene setzt und in Szene gesetzt wird: auf der GEA-Website werden alle Termine des Chefs und Mitschnitte seiner Auftritte veröffentlicht, in jedem GEA-Album, in jeder Ausgabe des »brennstoff« ist nicht nur der Leitartikel von ihm, sondern im Album auch die Seitentexte und im »brennstoff« der Stillosigkeit nach zu urteilen auch die Seminarankündigungen. Außerdem in fast jedem Heft Photos von Heini in allen möglichen Lebenslagen: Heini beim Friseur, Heini bei der Preisverleihung, Heini mit Schwarzafrikanern, Heini mit einem Glaserl Wein, Heinis Enkerl, Heini, Heini Heini.

[4] Man kennt das, dieses unvermittelte und haltlose Oszillieren der Volkswirtschaftslehre zwischen äußerstem Objektivismus und äußerstem Subjektivismus: prosperiert der Laden, dann ist nach Ansicht der Volkswirtschaftslehre der Kapitalismus ein objektiver und d.h. kalkulierbarer, systematisch beschreibbarer Mechanismus – hängt der Laden hingegen durch, dann basiert das ökonomische Geschehen angeblich auf nichts anderem als auf unberechenbarer Psychologie, auf »Vertrauen«, das leider verlorengegangen ist und zurückgewonnen werden muß. Das ist die Bewegungsform der VWL: erst Berechnung, dann Beschwörung. Die zur Krisenbewältigung nötige Verschwörung übernehmen dann andere, die zwar in der Regel nicht soviel Vorbildung mitbringen wie VWLer, aber dafür einen umso untrüglicheren Kriseninstinkt. Vgl. dazu auch: Manfred Dahlmann, Krise und Ideologiekritik, in: bahamas Nr.57, S.55ff.

[5] GEA Gründer Heini Staudinger im Interview mit Teresa Arrieta, zu sehen auf: *https://www.youtube.com/watch?v=xlo8uAHVFFw*

[6] GEA-Album Nr.64, S.18 sowie Nr. 65, Editorial

[7] GEA-Album Nr.65, S.10

[8] Dazu: http://www.neuesgeld.com/page.php?id=126 sowie http://www.waldviertler-regional.at/index.php?cont=11Vgl. zu diesem Thema auch: Clemens Nachtmann: Die demokratisierte Volksgemeinschaft als Karneval der Kulturen. Von der Verallgemeinerung des Postnazismus und dem Altern antideutscher Kritik in: Stephan Grigat, Postnazismus revisited, Freiburg 2013. Was es bedeutet, die Geldzirkulation mit personalisiertem »Vertrauen« zu überformen, kann man gut an den besonders in Bangladesh und Indien verbreiteten und angeblich so menschenfreundlichen »Mikrokrediten« studieren: wenn Menschen für die Gewährung selbst eines bescheidenen Geldkredits keine Sicherheiten in Gestalt von Sachwerten anzubieten haben, dann besteht die Sicherheit in der vertrauensvollen sozialen Kontrolle durch Verwandte, Geschäftspartner, andere Kreditnehmer etc. – obwohl die Verantwortung für die Rückzahlung bei den Individuen verbleibt, von denen nicht alle dem Druck standhalten und einige sich umbringen, wenn sie das Geld nicht zurückzahlen können. Und gebracht haben die Mikrokredite vor allem eines: die Einbindung auch der Ärmsten in die globalen Kapitalmärkte: http://www.spiegel.de/wirtschaft/unternehmen/mikrokredite-untersuchungen-stellen-wirksamkeit-in-frage-a-937020.html

[9] So ist wortwörtlich von der »Erlösung vom Banken- und Konzern-Wahnsinn und auch von den eigenen Gefangenheiten und Süchten« die Rede (GEA-Album Nr.73, Editorial).

[10] https://www.youtube.com/watch?v=GapmWPfqGhs

[11] Süddeutsche Zeitung, 28.04.2015

[12] Die Presse online, 9.11.2012

[13] GEA-Album Nr. 65, Editorial

[14] GEA-Album Nr. 66, Editorial

[15] GEA-Album Nr. 73, Editorial. Im Ö1-Portrait nennt er seine Finanzierungsmethode selber »anarchistisch« und bescheinigt ihr eine »heilende Wirkung.« Wirklich, er muß völlig gaga sein.

[16] Die Welt, 12.04.2014

[17] Eine kleine Auswahl: Editorials in »brennstoff« Nr. 29, Nr. 33, Nr. 37 mit dem Titel »Konsum-Totalitarismus«, GEA-Album Nr.64, Nr.76. Was am sogenannten »Konsumkapitalismus« tatsächlich kritisierenswert ist, ist die Herrschaft von Ramsch und Reklame, also die Tatsache, daß es gerade keinen Konsum gibt, der den Namen verdienen würde, weil dieser nämlich gesellschaftlichen Reichtum und die Fähigkeit sowie die Muße, ihn zu genießen, voraussetzt – also das Gegenteil jenes Konsumverzichts, den Staudinger predigt.

[18] Kurier, 09.05.2014

[19] Alle Zitate aus: brennstoff Nr. 38. Die Bemerkung mit den Kampfpiloten wiederholte Staudinger dann nochmal im Radio: Café am Sonntag… (vgl. Fußnote 17)

[20] https://www.youtube.com/watch?v=5gm3PX1atME

[21] So »im Ernst« der Titel eines Portraits auf Radio Bayern 2, 14.03.2013

[22] Gedanken. Heinrich Staudinger – Wirtschaftsrebell und Unternehmer… (s. Fußnote 32)

[23] wegmarken.salon mit Heini Staudinger… (s. Fußnote 2)

[24] brennstoff Nr. 33, Editorial

[25] Leserbrief von Alice Krotky, Wien, Kronen Zeitung vom 17. Jan. 2015

[26] Leserbrief von Staudinger an die »Kronen Zeitung« vom 11.01.2015

[27] Kronen Zeitung, Leserbriefe vom 14., 16., 17. und 19.01. Immer dieselbe Leier: erstens sind die Ermordeten selber schuld: »Es ist klar, daß unsere Meinungsfreiheit verteidigt werden muß. Doch verdienen Provokateure, die all das lächerlich machen, was anderen heilig ist, unsere Achtung?« (Wilfried Dessovic, Wien) oder »Selbstverständlich ist der Ausbruch terroristischer Gewalt schärfstens zu verurteilen, aber war und ist es wirklich in Ordnung, wenn Medien die religiösen Empfindungen von Menschen mit Füßen treten, wie es die Zeitschrift ‚Charlie Hebdo' und auch andere jahrelang getan haben?« (Leopold Penzenauer). Und zweitens: der Islam »an sich« ist eine ganz prima Religion: »Der Koran predigt ebenso wie die Bibel ein Miteinander in gegenseitigem Respekt. Wegen diesen Irrläufern darf und kann man nicht alle verunglimpfen.« (Mag. Ludwig Staudinger [!])

Clemens Nachtmann ist Autor, Komponist und unterrichtet an der Kunstuniversität Graz. Der erste Teil seines Artikels erschien in der Versorgerin #108 und auch ist unter http://versorgerin.stwst.at/artikel/dec-7-2015-0841/er-meint-es-im-ernst *nachzulesen.*

Unerhörte Lust

Zur Sexualität behinderter und kranker Menschen[1]. Von *Erwin Riess*.

Zu den wichtigsten Prinzipien der internationalen Behindertenbewegung (Independent Living Movement oder Selbstbestimmt-Leben-Bewegung) zählt die Ablehnung und Bekämpfung der Medizinierung von behindertem Leben. Von der Norm abweichende Lebensformen werden bei diesem weit verbreiteten Ansatz als Krankheit eingestuft und entwürdigenden Therapien unterworfen, die die Grenze zur Gewalttätigkeit überschreiten. Nahezu jeder behinderte Mensch, der in den fünfziger bis neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts aufwuchs, kann Horrorgeschichten dieser Art erzählen.

Die Alliierten beendeten die massenhafte Ermordung behinderter Menschen, fortan wurde deren Lebensrecht nicht mehr bestritten. Wohl aber blieben die Lebensverhältnisse unter denen beeinträchtigtes Leben ablief, in hohem Maß prekär. Aussonderung und Ausgrenzung in Gesellschaft und Politik, Bildungs- und Gesundheitsapparaten waren die Regel. Tendenziell traten an die Stelle der auslöschenden Gewalt gegen beeinträchtigte Personen Formen institutioneller Gewalt, in Großheimen kam es auch zur Amalgamierung beider Formen.

Während im angelsächsischen und skandinavischen Raum wirksame Antidiskriminierungsgesetze die Emanzipation behinderter Menschen stützen, zählt Österreich zu den Nachzüglern. So stellt die gemeinsame Schule behinderter und nichtbehinderter Kinder in Italien und damit auch in Südtirol seit vierzig Jahren eine Erfolgsgeschichte dar. Westlich und östlich des Brenners aber üben sich österreichische Schulbehörden in immer neuen Varianten der Aussonderung. »Sonderschulen« wurden in »Sonderpädagogische Zentren« und in »Zentren für Inklusiv-und Sonderpädagogik« umgetauft. Hinter letzteren verbergen sich »Allgemeine Sonderschulen« und »Sonderschulen für Kinder mit geistiger Behinderung«. Ziel ist es, Kinder mit gleichartigen Behinderungsarten gemeinsam zu unterrichten. Anstelle einer gemeinsamen, inklusiven Schule für alle, wie sie die UN-Behindertenkonvention fordert, werden Kinder mit Behinderungen gemeinsam ausgelagert. Solcherart wird die Aussonderung auf die Spitze getrieben. Das Wort Inklusion ist in diesem Zusammenhang ein böser Schwindel. Weiterhin haben die institutionellen Interessen des Schulapparats Vorrang vor den Bedürfnissen der behinderten Menschen auf gleichberechtigte Teilhabe an der Gesellschaft; an den Stellungnahmen der Lehrergewerkschaft manifestiert sich dieser Befund immer wieder aufs Neue. Was sich in anderen Staaten seit mehr als einer Generation bewährt hat, ist und bleibt in Österreich Gegenstand immer neuer Schulversuche.

Sexualität überlebt auch in den dunklen Zeiten einer »schwarzen Pädagogik«[2]. Anstelle einer selbstbestimmten, lustbetonten Sexualität ist es aber eine Sexualität der Entmündigung, der Demütigung und des systematischen Mißbrauchs. Sexualität wird als permanente Menschenrechtsverletzung gelebt. Die selber betroffene Schweizer Psychologin und Autorin Aiha Zemp hat diesem Zusammenhang ihr Leben gewidmet. Ihre Bücher über weibliche Sexualität und Behinderung sind Standardwerke.[3]

Daß auch behinderte Menschen ein Recht auf Sexualität haben, ist ein zentraler Inhalt der *Independent Living Bewegung*, der internationalen Bürgerrechtsbewegung behinderter Menschen. Sie wendet sich gegen Paternalismus, Ausgrenzung, Bevormundung und Demütigung wie sie in Österreich an der für behinderte Menschen überaus schädlichen »Licht ins Dunkel« Mitleidskampagne beispielhaft nachvollziehbar ist.

Zu den üblichen Widersprüchen, die das Feld der Sexualität für alle Menschen prägen, treten bei behinderten Menschen zusätzliche Aspekte hinzu: Zu den wichtigsten zählen die Rahmenbedingungen für sexuelle Begegnungen und Aktivitäten. Das beginnt bei barrierefreien Räumlichkeiten und Zimmeraustattungen und zieht sich über fehlende Hilfestellungen über Zwangsmaßnahmen wie Sterilisierung oder das Vorenthalten von Verhütungsmitteln bis zur bewußten Torpedierung von Sexualität durch Pflege- und Betreuungsstrukturen.
Wenn Betten zu schmal und nur für eine Person geeignet sind, wenn in Institutionen (Heimen) die nötige Intimsphäre verweigert wird - oft unter dem Vorwand des Schutzes -, wenn Verhütungsmittel oder Hilfsmittel vorenthalten werden, mit einem Wort: wenn paternalistische Vorstellungen von behinderten Menschen dazu führen, daß die Betroffenen nur als Objekte des institutionellen Handelns erscheinen und nicht als vollwertiges Subjekte, als Persönlichkeiten mit Eigenheiten, Wünschen und Sehnsüchten - dann besteht das Menschenrecht auf Sexualität nur auf dem Papier. Ein selbstbestimmtes Leben und eine eigenständig gelebte Sexualität können sich nur unter dem Ausschluß von Aufpassern aller Art, Moralaposteln, Besserwissern und Geschäftemachern entfalten.

Ein weiterer Faktor, der das sexuelle Leben behinderter Menschen zusätzlich behindert ist deren schwach entwickeltes Selbstbewußtsein, die klischeehaften Bilder im Kopf. Behinderte und beeinträchtigte Menschen müssen Berge von paternalistischen Schutt wegräumen, bevor sie sich ihren eigenen Wünschen und Sehnsüchten gemäß entwickeln können.

Die wenigen Initiativen in Österreich auf dem Gebiet »Sexualität und Behinderung« sind in hohem Maß ungenügend und halbherzig; sie sind sehr oft das Gegenteil von selbstbestimmter, lustvoller und grenzenloser Sexualität und stellen eine Verlängerung paternalistischer und aussondernder Praktiken dar. Blümchensex und Kuscheln, statt Sexualität ohne Vorgaben und Einschränkungen.

Das oben Gesagte trifft nicht nur für Menschen mit Behinderungen zu, auch Menschen mit chronischen Krankheiten sowie Menschen, die palliativ betreut werden, haben ein Recht auf Sexualität. Die Einschränkungen, denen sie unterliegen, sind jenen von behinderten Menschen sehr ähnlich.
Das Buch versammelt Artikel von Medizinerinnen und Medizinern, die sich mit einzelnen Krankheitsbildern im Kontext der Sexualität beschäftigen und Texte und Interviews mit behinderten Menschen in Deutschland und Österreich, die sich mit erstaunlicher Offenheit und großer gedanklicher Tiefe der Frage nach ihrer Lust stellen.

---

[1] Der Text basiert auf dem Vorwort von »Unerhörte Lust. Zur Sexualität behinderter und kranker Menschen« Hrsg. von Rudolf Likar und Erwin Riess, erscheint im März 2016, Otto Müller Verlag, Salzburg. Rudolf Likar ist Primar an der Intensivstation des Klinikums Klagenfurt, Palliativmediziner und Schmerztherapeut. Erwin Riess ist Politikwissenschaftler, Schriftsteller und Aktivist der Selbstbestimmt-Leben-Bewegung behinderter Menschen.
Behinderte Menschen wehren sich dagegen, als krank eingestuft zu werden. Wahr ist, daß behinderte wie nicht-behinderte Menschen gesund und krank sein können. Da behinderte Menschen mit (chronisch) kranken und/oder palliativ lebenden Menschen bestimmte Einschränkungen nicht nur ihrer Sexualität teilen, führt in diesem Fall kein Weg daran vorbei, daß behinderte und kranke Menschen in einem Atemzug genannt werden.

[2] »Unter der ‚Schwarzen Pädagogik' verstehe ich eine Erziehung, die darauf ausgerichtet ist, den Willen des Kindes zu brechen, es mit Hilfe der offenen oder verborgenen Machtausübung, Manipulation und Erpressung zum gehorsamen Untertan zu machen.« Alice Miller, Evas Erwachen, 2001

[3] Aiha Zemp (1953 – 2011) war Psychologin, Psychotherapeutin und Behindertenaktivistin, die selbst Betroffene – sie wurde mit Arm- und Beinstümpfen geboren – verband fortschrittliche Behindertenpolitik mit einer mutigen und kämpferischen feministischen Haltung. Ihre Bücher und Artikel vor allem zu sexueller Gewalt gegenüber behinderten Frauen sind Standardwerke. Stellvertretend für viele Arbeiten:
Aiha Zemp. Sexualisierte Gewalt gegen Menschen mit Behinderung in Institutionen, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, 2002, und Aiha Zemp: Sexualisierte Gewalt im behinderten Alltag. Jungen und Männer mit Behinderung als Opfer und Täter. Gem. mit Erika Pircher und Heinz Schoibl, Projektbericht, Bundesministerium für Frauenangelegenheiten, Österreich 1997
Aiha Zemp war auch künstlerisch tätig. So wirkte sie im 1977 realisierten Dokumentarfilm »Behinderte Liebe« von Marlies Graf mit und im Film »Freak Orlando« von Ulrike Ottinger in Berlin mit (1981). Von Alito Alessi wurde sie in die Welt des Danceability eingeführt. Beim Tanzfestival Impulse in Wien trat sie gemeinsam mit Daniel Aschwanden und Steve Paxton auf. 1997 wanderte Aiha Zemp nach Ecuador aus, wo sie nördlich von Quito ein Lehmziegelhaus erbauen ließ. Sie begründete diesen Schritt damit, daß ihr ein selbstbestimmtes Leben mit Assistenz in der Schweiz finanziell nicht mehr möglich gewesen wäre. Aufgrund einer in der Schweiz 2002 geänderten Gesetzeslage, die es untersagte, Hilflosenentschädigung und Assistenzgeld ins Ausland zu transferieren, kehrte sie 2002 gezwungenermaßen in die Schweiz zurück. Ab 2003 baute sie in Basel die Fachstelle »Behinderung und Sexualität« auf, die sie bis zur Schließung 2010 leitete.

Briefe zur Revolution

Erwin Riess über eine neue Erzählung von Sebastian Vogt.

Nach seinen Erzählbänden »Legenden und ein Söhnchen« sowie »Der wundersame Affe Fritz« legt Sebastian Vogt ein neues, erstaunliches Buch vor. Erzählte er in den beiden ersten Bänden von den Ländern des Orients und der Antike, so handelt der neue Band von einem fiktiven Staat östlich der Schweiz, der sich bis zum Schwarzen Meer erstreckt. In dem Land hat sich eine Diktatur etabliert. Ein absoluter Herrscher mit dem beziehungsvollen Namen Zarevic herrscht als zynischer Egomane über einen Staat, in dem ein Netz von Spitzeln das öffentliche Leben überwacht, die Medien gleichgeschaltet sind und jeglicher Widerstand im Keim erstickt wird. Die Gefängnisse sind voll, die Schulen halbleer – viele Jugendliche sind geflüchtet. Es gibt keine Zivilgesellschaft, die diesen Namen verdient, in der Nationalbibliothek hausen Obdachlose, mit den Büchern nähren sie ihre Lagerfeuer. Der Schleichhandel, über den die Menschen noch das Notwendigste angesichts einer zusammengebrochenen Ökonomie ergattern, wird von einem »Kartell«, das wiederum dem Regime nahesteht, organisiert. Vogt beschreibt die Versuchsanordnung eines mitteleuropäischen Donaufaschismus. In seiner präzisen und unprätentiösen Sprache hält der Autor die Balance zwischen Politmärchen und Science Fiction Realismus, sodaß man als Leser rasch in den Sog der Brieferzählung gezogen wird. Bald ertappt man sich dabei, viele kleine Binnenerzählungen aus dem Leben der Diktatur und so manches Detail – wie eine des Lesens entwöhnte männliche Jugend, die ihr Heil im Krieg, in der Flucht oder im politischen Freitod sucht – als bestürzend gegenwärtig zu orten. Vogt hat damit vorweggenommen, was der Profil-Herausgeber Christian Rainer seit dem Herbst 2015 in seiner Zeitschrift trommelt: die realistische Gefahr, daß in Österreich bei der drohenden Machtübernahme einer bekannt nicht-rechtsextremen Partei die Spielregeln des gesellschaftlichen Lebens völlig neu geschrieben werden. Rainer ermahnt die demokratischen Kräfte den Zeitpunkt nicht zu übersehen, an dem die Koffer zu packen sind. Vogt geht noch einen Schritt weiter. Er beschreibt die Brutalität und Absurdität der entfalteten Diktatur, aus der nur die



Schweiz noch einen Ausweg bietet.
Ochrana war der Name der zaristischen Geheimpolizei, die von 1871 bis 1917 blutige Ernte unter den Revolutionären im Zarenreich hielt und die antisemitischen Protokolle der »Weisen von Zion« produzieren ließ. Auch der österreichische Meisterspion Oberst Redl arbeitete für die Ochrana. Was Vogt mit dieser ans vorrevolutionäre Rußland gemahnenden Namenwahl bezweckt, wird bei fortschreitender Lektüre klar – es eröffnet sich ein beziehungsvoller Assoziationsraum, eine Erzählung in der Erzählung dieser verstörenden Zukunftsvision. Ein beeindruckendes Buch.

Sebastian Vogt. »Briefe zur Revolution«, Erzählung.
Resistenz Verlag, Linz 2015, Broschur, 96 Seiten

STWST schreibt auch 2016 keine Verluste!

Macht aber super Projekte. Hier ein kleiner Auszug aus dem Jahresprogramm und einleitend ein paar Worte zur rechten Hetze gegen die Stadtwerkstatt.

Der Gibling! Für einige war die Stadtwerkstatt-Community-Währung Anfang des Jahres ein Grund, an der Lauterkeit der Stadtwerkstatt zu zweifeln … aber eigentlich waren das genau genommen nur ein paar Irregeleitete. Unter dem Titel »Stadtwerkstatt fuhr mit eigener Währung Verluste ein« erschreckten die »Oberösterreichischen Nachrichten« Anfang Jänner ihre besorgten Leser_innen.

Mit derlei haarsträubenden Unsinn ist der Tatbestand der Irreführung gegeben, mindestens – denn die Stadtwerkstatt hat keine Verluste eingefahren! Berichterstattung wie so oft am OONullpunkt, weil unbedacht oder mutwillig einer Kampagne auf den Leim gefolgt. Dem zugrunde lag anscheinend eine Pressemeldung der wild kampagnisierenden freiheitlichen Polit-Surrealisten, auf deren Burschenschaftskappe das ging: Es würde in der Stadtwerkstatt auf Kosten der Steuerzahler mit der Regionalwährung Gibling »für das leibliche Wohl« gesorgt. Ein bizarrer Vorwurf, destilliert oder gepanscht aus einem Kontrollamtsbericht, der allerdings und au contraire sehr positiv für die Stadtwerkstatt ausfiel.



Zu Beginn des Jahres gab es also mit haltlosen Argumenten unter dem Label »Misswirtschaft stoppen« einen Angriff des blauen »Kompetenzzentrums« auf die Stadtwerkstatt, was de facto in einem Aufwaschen gleich ein Angriff auf alle war, die mehrjährige Kulturförderungen bekommen und auf alle, die sich für eine offene Gesellschaft aussprechen. Der dementsprechende Antrag, der im Februar in den Gemeinderat eingebracht wurde, ist allerdings vom Tisch. Absurder war nur der blaue Windmühlenkampf gegen schwule Ampelpärchen.

Die richtigen Worte gegen dieses einem Kulturverein, der einem politisch nicht passt, »An's-Bein-Pinkeln« und auch was die Anwürfe gegen die Versorgerin betrifft, findet Finanzstadtrat Christian Forsterleitner im Interview mit Radio FRO, das hier zu hören ist: *http://cba.fro.at/307932*

Stadwerkstatt-Projekte 2016 (Auswahl)

Die Stadtwerkstatt freut sich auf folgende Projekte.



No Architects – Planung und Wildwuchs

Planung und Wildwuchs bezieht sich auf neue Räume, die sich in gewachsene Strukturen einfügen sollen. Planung und Wildwuchsist eines der jährlich wiederkehrenden Themen der Stadtwerkstatt, denn hier steckt das Potenzial der Kreativität: Wildwuchs, Freiheit, Ideen und Improvisation. No Architects!



Schattenlabor – Infolab

Der Begriff des Schattenlabors bezeichnet ein Labor, das im Schatten der Öffentlichkeitskanäle funktioniert und dort keinem Druck ausgesetzt ist. Es bildet sich aus bestehenden Laborformaten und offenen Fragestellungen. Das Schattenlabor ist Herz und Ideenschmiede der Stadtwerkstatt, es ermöglicht eine wertfreie Auseinandersetzung mit aktuellen Themen. Es ist Gedankenkonstrukt sowie permanent installierter Platzhalter für Neues. Das Schattenlabor stellt einen übergeordnet materiell-immateriellen Zusammenhang dar, ist kritische Analyse und intendierter Weg in offene Richtungen. Es speist sich inhaltlich aus bereits vorhandenen Projekten und ist gleichzeitig Labor für neue Ideen. Es bedeutet strukturelles Bekenntnis zu den bereits in den vergangenen Jahren betriebenen Zugängen zu Wildwuchs, Inbetween, Zufall und Systemstörung. Das Schattenlabor ist Bekenntnis zu Träumen, Kritik und zu den in den Schatten der rationalen Welt gerückten Zusammenhängen, ist also visionäre Absicht, Offenheit und Weitblick. Bereits bestehender Output des Schattenlabors ist das Infolab. Dieses Laboratoriumsformat verfolgt den Kunstkontext nach den Neuen Medien, unter anderem in Gestalt der jährlich stattfindenden Residency-Reihe auf der Eleonore, unter anderem durch die Präsenationsreihe »stwst48«, die parallel zum Wir-lehren-euch-das-Staunen-all-inclusive-Art-and-Critique-Technologiefestival Ars Electronica stattfindet. Dunkle Vorzeit, 80er und 90er Jahre – die offensive Beschäftigung mit Neuen Medien hat der Stadtwerkstatt 1994 einen Würdigungspreis für Medienkunst vom Bundesministerium für Wissenschaft und Kunst eingebracht. Heute unterstützt die Stadtwerkstatt jene Bereiche, die im Kunstkontext von Postmedia einen autonomen Blickwinkel auf diese Technologien zulassen – und die im Kontext dieser Technologien dementsprechend in Positionen zur Kunst umgesetzt werden. Die Stadtwerkstatt meint: Das ist die künstlerisch zeitgemäße Antwort auf diese Entwicklung.



Efeu Ex – pneumatische Maschine

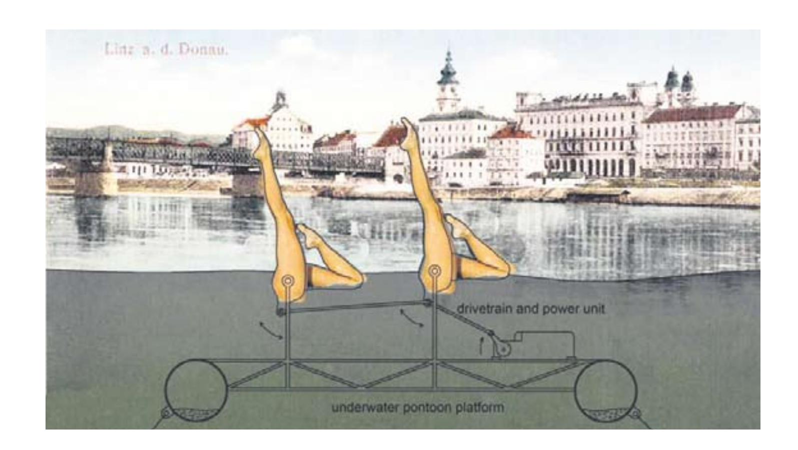
Efeu Ex steht thematisch dem Stadtwerkstatt-Infolab sehr nahe, da Bezüge von Natur und Technologie hergestellt werden. Sinnbildlich dafür steht im Cafe Strom die sogenannte Boltzmannformel »S = k log W« an der Wand. Sie gibt Auskunft darüber, wie die Evolution Leben (Ordnung) aus der Sonne (Entropie) schafft. Sie beschreibt, wie die Natur etwas »in Formation« bringt. Als mathematisch-physikalische Aussage steht die Formel mitten in der Partyzone des pflanzenbewachsenen Café Stroms.

An der Hausfassade der Stadtwerkstatt spinnt sich das Thema Natur, Technik und Kunst weiter. Die Installation Efeu Ex besteht derzeit aus Pflanzen und pneumatischer Maschine an der Hausfassade: Sperrräder sind durch eine Feder verbunden. 2016 wird die Installation Efeu Ex um weitere mechanisch-organische Kreisläufe erweitert. Der Kreislauf der Feder wird 2016 aufgebrochen – die Feder wird in der Straße vor dem Haus „verschwinden" und an möglichst vielen öffentlichen Plätzen in Linz wieder sichtbar werden, sie kommt aus dem Boden und wird wieder von einem Sperrrad erfasst und über einige Umlenkrollen geleitet, um dann wieder im Boden zu verschwinden. Neue mechanisch-organische Zusammenhänge in die Stadt!



Der Gibling und die Kunstsammlung

Der Gibling ist Communitywährung und seit seinem Bestehen selbst Kunstprojekt und Kritik. Neu ist nun, dass mit der Kunstwährung Gibling eine Kunstsammlung aufgebaut werden wird. Die Kuratorin, dieses Jahr Maren Richter, hat monatlich 500 Giblinge zur Verfügung um die Sammlung aufzubauen. Geld, Kunst, Community und Szene im fließenden Übergang: Die Sammlung des Giblings soll jährlich auf der Donaulände präsentiert werden. Statt des Schilds auf dem Bild, das seit fünf Jahren bei der Donau montiert ist, wird in einem Schaukasten die Sammlung des Giblings präsentiert. Jedes Jahr wird der volle Kasten gegen einen neuen leeren Kasten ausgetauscht. Eröffnung im April.



Karkatak – Machine Art

Deckdock, Maschinenkunst und Donaulände: Stellvertretend für viele Kunstprojekte, die von der Stadtwerksatt auf Einladung und im Austausch produziert werden, soll hier das serbische Machine-Art Kollektiv Karkatak angeführt werden: Karkatak wurde eingeladen, um eine Installation an und auf der Donau zu bauen. »Rehearsal« ist eine interaktive Arbeit, die vor Ort hier aufgebaut wird und bei der das Publikum/PassantInnen vom Ufer aus mechanisch animierte künstliche Beine, die aus dem Wasser ragen, in SynchronschwimmerInnen-Positionen bringen können. Jeder Satz von Beinen wird separat gesteuert werden und es ist Herausforderung für die Personen an der Steuereinheit, gemeinsam die begrenzte Anzahl von vorbestimmten Bewegungen zu harmonisieren und zu synchronisieren.



Schifffahrtslinie

Seit Kurzem geistert der Vorschlag einer Radfähre durch die Medien, die Stadtwerkstatt war aber schon vorher da: Ein Schifffahrts-Kooperationsprojekt zwischen dem Salonschiff Frl. Florentine, Messschiff Eleonore und der Stadtwerkstatt wurde im Winter letzten Jahres begonnen: Es wurde eine Schifffahrtslinie zwischen der Stadtwerkstatt-Lände und der Eleonore im Linzer Winterhafen eingerichtet. Es soll nun eine Kooperation mit Markus Luger und den BetreiberInnen des Salonschiffes Frl. Florentine professionellen Schwung in das Unternehmen »Schifffahrtslinie« bringen. Die Schifffahrtslinie unterstützt das Ziel der Stadtwerkstatt, das Viertel Alt-Urfahr-Ost zu beleben. Die Herausforderung für 2016 ist es, eine gewerbliche Ein- und Ausstiegsstelle beim Kunstmuseum Lentos zu schaffen, um auch eine zentrale »linzseitige« Anlegemöglichkeit zu schaffen.

Donaustrom-Projekt Unterwasserturbine

Ein weiteres Kooperationsprojekt, das mit dem Donaustrom zu tun hat, ist die Unterwasserturbine. Hannes Langeder (Florentine), Eblie (Kapu), Stefan Füreder (Time's Up) und Franz Xaver (Stadtwerkstatt) arbeiten gemeinsam an diesem Projekt: Es beschäftigt sich mit dem Fluss und den Energien, die in ihm stecken. Ohne kommerzielles Interesse wird die Unterwasserturbine im Kunstkontext aufgebaut. Thema sind mechanische Maschinen und Autonomie im weiteren Sinn. Kinetische Kunstobjekte haben meist den kleinen Schönheitsfehler, dass ihnen von außen Energie zugeführt wird. Damit verlieren Kunst und Kunstkontext an Integrität. Es existiert aber ein historischer Anspruch des Kunstkontextes eine eigene Position/Reflektion über ein Objekt/Skulptur herzustellen. Die Unterwasserturbine stellt den ersten Schritt dar, um Autonomie für kinetische Objekte zu erzeugen und wird dabei selbst zum Objekt. Die Donau mit ihrer erneuerbaren Energie wird dabei zur Leinwand auf der skulptural gearbeitet werden kann. Dieses Projekt wird beim Salonschiff Frl Florentine und an der Lände der Stadtwerkstatt durchgeführt. Als erstes gemeinsames Ergebnis wird ein Leuchtturm (Projekt: Hannes Langeder) an Deck des Salonschiffs Fräulein Florentine betrieben.



Neue Biotope: Dju Dju

Deckdock beschreibt das Areal an der Donaulände vor der Stadtwerkstatt. Zu Land und zu Wasser werden dort im Sinne der räumlichen Erweiterung und unter dem Motto »Planung und Wildwuchs«, bzw auch »No Architects« seit einigen Jahren Projekte und andere Projektbiotope zwischen Natur, Information und Sozialem betrieben - siehe Boje, Aalhotel, Weidenskulptur. Seit 2015 hat die Stadtwerkstatt an der Donau außerdem das Fundament des ehemaligen »Linzer Auges« an der Lände gemietet. Das sind 25m^2 Beton - mit einer Gesamtfläche von 100m^2. In den letzten beiden Jahren wurden von der Stadtwerkstatt KünstlerInnengruppen eingeladen, vorwiegend aus dem Umfeld der Kunstuniversität, um dort soziale Installationen wie »die Reuse« und »das Dju Dju« (siehe Bild) umzusetzen. 2016 wird eine neue soziale Installation entstehen. Das Projekt läuft mit Barbetrieb von Juni bis September. *https://ourdjudju.wordpress.com/*

Neue Biotope: Ausschreibung!!

Im Jahr 2016 gibt es erstmals eine offene Ausschreibung der Stadtwerkstatt, die sich vor allem an Studierende der Kunstuniversität und an einzelne Personen außerhalb der Szene richtet. Es werden demzufolge zwei Projekte ausgeschrieben, die im urbanen Raum stattfinden können und mit den Themen der Stadtwerkstatt zu tun haben. Die Stadtwerkstatt sucht Projekte und Konzepte für das Thema »Kunst nach den neuen Medien«, zu den veränderten Kommunikationsformen und zur neuen Informationswahrnehmung. Neben »Kunst, Natur und Information« können auch kunstpolitische Themen der alten Stadtwerkstatt aufgegriffen werden, sowie die räumliche Erweiterung der Stadtwerkstatt. Bei Interesse unter dem Betreff »Neue Biotope« Kurzkonzept und Biographie schicken an: *office@stwst.at*. Die Einreichungen für neue Projekte werden von einer mehrköpfigen Jury geprüft, bewertet und ausgewählt.

Impressum versorgerin Nr. 0109 / MÄRZ 2016 . herausgeberin: »stadtwerkstatt«, kirchengasse 4, A-4040 linz . tel: 0732-731209 . fax: 0732-711846 . e-mail: versorgerin@servus.at . web: http://versorgerin.stwst.at . redaktion: astrid benzer, tanja brandmayr, claus harringer, kurt holzinger, franz xaver . coverfoto: brandmayr . layout: astrid benzer, astrid.benzer@liwest.at . anzeigen: kurt.holzinger@servus.at . auflage: 8.000 stück . druck: landesverlag wels . blattlinie: die versorgerin berichtet über die aktivitäten der stadtwerkstatt und bringt beiträge zur transformation von kultur und politik. **RETOUREN AN: STADTWERKSTATT, KIRCHENGASSE 4, 4040 LINZ**